Kriegskind

Handreichungen zum dokumentarischen Bühnenstück von Peter Gutowski – Eine Inszenierung des Theaters ***hintenlinks***

Zusammengestellt von Gabriele Blau
Herausgegeben von der Theater hintenlinks GbR

Kriegskind – Inhalt

1. Lebenswirklichkeit der Kriegskinder

1.1 Aspekte ein Kindheit unterm Hakenkreuz
1.2 HJ-Dienst als Pimpf 1940
1.3 Aus einem Mathematikbuch

2. Abwesenheit der Väter

2.1 Isabel Fannrich: Kinder des Zweiten Weltkrieges. Eine Studie über vaterlose Töchter und ihre Verlusterfahrung.
2.2 Hannes Warder: Erinnerung

3. Bombardierung

„ Ich erlebte die Bomben auf Berlin und Tieffliegeer auf dem Lande“
Ein Bericht von Dr. Rolf Beyer, Leipzig

4. Flucht

4.1 Der Leidensweg der deutschen Wolfskinder in Litauen aus: „DIE WELT“ vom 25.06.2012
4.2 Monika Griebeler :Die vergessenen Wolfkinder. Deutsche Welle 8.05.2013

5. Die Kriegskinder deutscher Besatzungssoldaten

„Valdoisiennes und Kriegskinder. Ihre Väter waren deutsche Soldaten"
Übersetzt aus der Zeitung „L’ECHO, le Régional“ vom 24. Januar 2013

6. Verarbeitung der Traumata

6.1 Michael Ehrmann: Wir Kriegskinder
Vortrag im Südwestrundfunk im November 2003

6.2 Christiane Teetz: Nachts kehren die Schrecken zurück**.** DIE ZEIT № 46/201013. November 2010 […]

6.3 Hilke Lorenz: Schweigen, um zu überleben – reden, um weiterzuleben.

7. Kriegskinder – Spurensuche
Interviews mit vier Vertretern dieser Generation

8. **Deutungsansätze zum Märchen „Die Schneekönigin“ von Hans Christian Andersen**

9. **Ausgewählte Jugendbücher zum Thema**

10. **Weiterführende Literatur - Quellen**

1. Lebenswirklichkeit der Kriegskinder

1.1 Aspekte einer Kindheit unterm Hakenkreuz

Bombennächte im Luftschutzkeller

Selbst den ersten Bombenalarm empfanden viele Kinder noch als Abenteuer. Doch mit den häufiger und heftiger werdenden Luftangriffen wuchs die Todesangst. Brennende Häuser, von Bomben zerstörte Gebäude, unzählige Tote und Verwundete – all das mussten auch Kinder mit ansehen und verkraften. Viele verbrachten über mehrere Jahre hinweg ihre Nächte im Luftschutzkeller. Tausende von ihnen wurden ausgebombt, verloren bei den Angriffen all ihr Hab und Gut, ihr Zuhause oder sogar ihre Eltern.

Der Krieg war nun auch für die Kinder zum Kampf um das blanke Überleben geworden. Doch weil sie nichts anderes kannten, wurden selbst die schrecklichsten Dinge zur Normalität. Und während die einen mit all diesen Erlebnissen erstaunlich gut fertig wurden, tragen die anderen bis heute an der Grausamkeit ihres Schicksals.

Die Notsituation wurde ideologisch ausgenutzt

Verschickt

Auf den Angriffskrieg der Deutschen reagierten die Kriegsgegner mit dem Bombardement deutscher Städte. Als der Bombenhagel immer heftiger wurde, startete das NS-Regime 1940 die Aktion "Erweiterte Kinderlandverschickung". Bis Kriegsende wurden rund 2,5 Millionen Jungen und Mädchen in ländliche Gebiete evakuiert, um sie aus den bombardierten Städten in Sicherheit zu bringen.

Gleichzeitig nutzten die Nationalsozialisten die Notlage, um ideologisch auf die Kinder einzuwirken. Denn oft waren die Kinder über Monate oder sogar über Jahre in Schullandheimen, Zeltlagern, Pensionen oder Jugendherbergen untergebracht und so dem Einfluss ihres Elternhauses entzogen.

Viele litten an Heimweh. Wie es den Kindern weit weg von zu Hause erging, hing aber maßgeblich von den Personen ab, die sie betreuten. Für einige waren die Trennung von den Eltern, die Angst um die Angehörigen und die NS-Propaganda so schwer zu ertragen, dass auch von der "Kinderlandverschleppung" die Rede war.

Kaum einer konnte ahnen, was bevorstand

Auf der Flucht

Wie viele Menschen tatsächlich aus den Ostgebieten vor der sowjetischen Besatzung flohen, ist ungewiss. Schätzungen sprechen von der Hälfte der dort lebenden Bevölkerung. Als sicher gilt jedoch, dass die meisten von ihnen Frauen und Kinder waren. Den Abschied von zu Hause haben dabei die meisten Kinder nicht so schmerzlich empfunden wie die Erwachsenen. Zunächst rechneten zudem fast alle damit, bald in die Heimat zurückzukehren. Und schließlich konnte kaum einer ahnen, was ihnen bevorstand: die Angst vor der näher rückenden Roten Armee, die Sorge um ihre Angehörigen, Tieffliegerangriffe, Hunger und Kälte, Krankheit und Tod. Kinder verloren auf den Flüchtlingstrecks ihre Eltern oder mussten miterleben, wie Mutter oder Schwester vergewaltigt wurden.

Etwa 500.000 Kriegswaisen gab es am Ende des Krieges

Kriegsende und Nachkriegszeit

Nach dem Krieg waren für viele Flüchtlingskinder Not und Elend nicht zu Ende. In ihrer neuen Umgebung waren sie meist nicht willkommen. Sie sprachen einen anderen Dialekt und wurden damit aufgezogen. Der Verlust der Heimat war ein schlimmes Schicksal, ein schlimmeres war der Verlust der Eltern: Schätzungsweise 500.000 Kriegswaisen gab es nach dem Ende des Krieges und etwa 20 Millionen Halbwaisen. Die meisten von ihnen waren ohne Vater. Für alle folgten nach der Kapitulation noch viele harte Jahre, die von Chaos und Mangel bestimmt waren.

Wenn die Erinnerung zurückkehrt

Über ihre persönlichen Erlebnisse haben die Kriegskinder oft jahrzehntelang geschwiegen. Nach dem Krieg haben sie am Wiederaufbau mitgewirkt, sind ins Berufsleben eingetreten, haben geheiratet, eine Familie gegründet, vielleicht ein Haus gebaut. Heute sind die meisten von ihnen in Rente. Die Kinder sind aus dem Haus, Ruhe ist eingekehrt. Und plötzlich kehren die Erinnerungen an den Krieg zurück: die Bombennächte, die Zerstörung, die Erlebnisse von Flucht und Vertreibung. Manche von ihnen reagieren erst jetzt – über 60 Jahre nach Kriegsende – bedrückt oder leiden an Depressionen. Andere wiederum erinnern sich sogar gerne an ihre Kindheit im Krieg: Wer kaum Hunger leiden musste, ein Dach über dem Kopf hatte und geborgen war, hatte Glück und kam vermutlich ohne seelische Schäden davon. Wie unterschiedlich das Schicksal der Kriegskinder auch verlief, eines haben sie alle gemeinsam: Der Krieg hat sie geprägt.

Claudia Heidenfelder, Stand vom 04.02.2014
Sendung: Lebensborn - Kinder für Hitler, 04.02.2014

http://www.planet-wissen.de/politik_geschichte/drittes_reich/kindheit_im_zweiten_weltkrieg/index.jsp

1.2 HJ-Dienst als Pimpf um 1940, Karl-Heinz Janßen

Wir waren Hitler-Jungen, Kindersoldaten, längst ehe wir mit zehn Jahren für wert befunden wurden, das Braunhemd zu tragen. Schon vorher waren wir dauernd „im Einsatz“. Wir sammelten Altpapier und Altmetalle, suchten Heilkräuter, schwangen fürs Winterhilfswerk die Sammelbüchse , bastelten Spielzeug für Babys, führten zur Erheiterung der Soldatenfrauen politische Spielchen auf („In England wohnt ein alter Mann, der nie die Wahrheit sagen kann“), waren aufs Dienen vorbereitet, ehe wir als Pimpfe zwei-oder dreimal die Woche und oft auch noch am Sonntag zum „Dienst“ befohlen wurden: „Du bist nichts, dein Volk ist alles!“

Wenn andere von der Pimpfenzeit schwärmen(als sei das Ganze nur ein Pfadfinderclub mit anderen Vorzeichen gewesen), so kann ich diese Begeisterung nicht teilen. Ich habe beklemmende Erinnerungen. In unserem Fähnlein bestanden die Jungvolk-Stunden fast nur aus Ordnungsdienst, d.h. aus sturem militärischem Drill. Auch wenn Sport oder Schießen oder Singen auf dem Plan stand, gab es erst immer „Ordnungsdienst, endloses Exerzieren mit „Stillgestanden“, „Rührt euch“, „Links um „, „Rechts um“, „Ganze Abteilung- kehrt“, - Kommandos, die ich noch heute im Schlaf beherrsche. […]
Die kleinsten Aufsässigkeiten, die harmlosesten Mängel an der Uniform, die geringste Verspätung wurden sogleich mit Strafexerzieren geahndet – ohnmächtige Unterführer ließen ihre Wut an uns aus. Aber die Schikane hatte Methode: Uns wurde von Kindesbeinen an Härte und blinder Gehorsam eingedrillt.[…]
Wie haben wir das nur vier Jahre ertragen? Warum haben wir unsere Tränen verschluckt, unsere Schmerzen verbissen? Warum nie den Eltern, den Lehrern geklagt, was uns da Schlimmes widerfuhr? Ich kann es mir nur so erklären: Wir alle waren vom Ehrgeiz gepackt, wollten durch vorbildliche Disziplin, durch Härte im Nehmen, durch zackiges Auftreten den Unterführern imponieren. Denn wer tüchtig war, wurde befördert, durfte sich mit Schnüren und Litzen schmücken, durfte selber kommandieren, und sei es auch nur für fünf Minuten, in denen der „Führer“ hinter den Büschen verschwunden war.

Zitiert nach: H. Focke, U. Reimer: Alltag unterm Hakenkreuz. Hamburg 1979, S.45f.

1.3 Aus einem Mathematikschulbuch

Ein moderner Nachtbomber kann 1800 Brandbomben tragen. Auf wie viel Kilometer Streckenlänge kann er diese Bomben verteilen, wenn er bei einer Stundengeschwindigkeit von 250 Kilometern in der Stunde in jeder Sekunde eine Bombe wirft?

Wie viele Meter sind die Einschläge voneinander entfernt? Wie viel Quadratkilometer können zehn derartige zehn Flugzeuge in Brand setzen, wenn sie in seitlichen Abständen von fünfzig Metern fliegen?

Warum erbkranker Nachwuchs verhütet werden muss:
Erbminderwertige Familien haben erfahrungsgemäß eine höhere Kinderzahl als erbgesunde. – Nehmen wir an, es gäbe in einem Land gleich viel erbgesunde (A) und erbminderwertige (B) Ehepaare, von denen die Gruppe A durchschnittlich je drei, die Gruppe B durchschnittlich je fünf zur Heirat gelangende Kinder hätte. Die A-Kinder würden wiederum durchschnittlich je drei, die B-Kinder je fünf Nachkommen haben. In welchem Verhältnis würden die Nachkommen der beiden Gruppen nach hundert Jahren (= drei Geschlechterfolgen), nach zweihundert Jahren haben?

Zitiert nach: H.Focke, U.Reimer: Alltag unterm Hakenkreuz. A.a.O., S 90/91

2. Zur Abwesenheit der Väter

2.1 Auszug aus einem Feature im Deutschlandfunk von Isabel Fannrich

„Die Paderborner Professorin [Barbara STAMBOLIS] hat 120 Frauen befragt, die mehrheitlich zwischen 1939 und '43 geboren wurden. Sie wollte wissen, wie der kriegsbedingte Vaterverlust ihr Leben geprägt hat und wie sie bis heute damit umgehen. Es ist die erste größere Studie, die vaterlose Töchter in den Mittelpunkt rückt.

In den vergangenen zehn, 15 Jahren hatten sich hauptsächlich die Männer zu Wort gemeldet - zumeist als Forscher und Betroffene zugleich. So interviewte der Psychoanalytiker und Altersforscher Hartmut Radebold in seinem Buch "Söhne ohne Väter" aus dem Jahr 2004 rund 40 Männer, deren Väter im Krieg gefallen waren.

Dass sich Traumata in den nachfolgenden Generationen niederschlagen, ist als "transgenerationale Übertragung" zunehmend in den Fokus von Wissenschaft und Öffentlichkeit geraten. Immer mehr vaterlose Kinder, aber auch Enkel der Trümmerfrauen lassen sich therapieren. Und auch die Kinder anderer Krisenzeiten wie dem Deutschen Herbst oder der politischen Verfolgung in der DDR melden sich zu Wort.

[…]In Deutschland sind im Zweiten Weltkrieg schätzungsweise 2,5 Millionen Väter als Soldaten umgekommen. Sie erlagen ihren Verletzungen, kamen in Gefangenschaft um - oder gelten heute noch als verschollen.

Ein Viertel der Kriegskinder ist nach dem Krieg dauerhaft ohne Vater aufgewachsen, sagt Stambolis. Weitere kommen hinzu, denen er jahrelang - etwa infolge von Gefangenschaft - gefehlt hat. Viele Mädchen und Jungen haben darüber hinaus die Bombenangriffe erlebt. Sie mussten fliehen und in Lagern unterkommen, manche wurden evakuiert und zeitweilig von ihrer Restfamilie getrennt.

Warum haben sich die Betroffenen mit diesen Erfahrungen so spät erst zu Wort gemeldet?

"Ich hatte gar keine Zeit viel nachzudenken. Man hat sehr viel weniger so seine persönlichen Befindlichkeiten reflektiert, weil die Anforderungen viel größer waren. Deswegen habe ich zuerst immer gestaunt, als das so üblich wurde zu sagen: Ach mir geht's nicht gut. Und ich gesagt habe: Na wo fehlt es denn? Ist es wieder dein Knie oder deine Schulter oder irgend so etwas? Naja, und dann war es was ganz anderes. Dann fühlten die sich psychisch in Unordnung geraten. Darüber hätten wir so nicht nachgedacht."

"Zum einen haben diese Kinder sehr lange einfach sehr gut funktioniert. Sie waren angepasst, sie waren nicht weiter auffällig. Sie sind in Zeiten aufgewachsen, in denen es ums Überleben ging, um alltagspraktische Fragen, und nach ihren Befindlichkeiten hat zunächst mal keiner gefragt. Sie haben dann auch als Erwachsene sehr selbstverständlich Dinge angepackt, ihr Leben gemeistert und wenig auf sich selber geachtet. Und haben dann erst spät festgestellt, dass sich in ihnen ganz unerwartet zum Teil und auch beunruhigend das Kind von damals zu Wort meldet."
[…]
Heute weckt der Blick zurück bei vielen Frauen eine "unerwartet intensive Sehnsucht" nach ihrem kaum oder gar nicht bekannten Vater, erzählt Barbara Stambolis. Nachdem sie in ihrer Kindheit die Traurigkeit verdrängt haben, begeben sich die Töchter nun auf Spurensuche. Oft haben sie nur ein Foto oder einen Brief oder kennen die Geschichten, die ihre Mütter erzählt haben.

Sie fragen sich, wie der Vater ausgesehen hat, wie er gesprochen und gelacht hat. Wie wäre es gewesen, mit ihm aufzuwachsen? Die Frage, ob der Vater sich in der NS-Zeit mitschuldig an den Verbrechen gemacht hat, stehe bei vielen heute im Hintergrund.

"Zentral ist eher das Bedürfnis, sich diesem Vater, den sie nicht kannten, noch mal nahe zu fühlen und vielleicht einen Weg zu finden, auch sein Grab zu besuchen, es ausfindig zu machen überhaupt, sich von ihm zu verabschieden irgendwie und zu trauern. Denn für die Trauer hatten sie in ihrer Kindheit keine Zeit, ihre Mütter oft auch nicht."

Der Tod des Vaters hat "alles" verändert. Nach dem Krieg mussten die Witwen ran. Sie, die oft keine Ausbildung hatten, meisterten beides: arbeiten und Kinder erziehen. Die Gesellschaft sah ihnen kritisch dabei zu und bedachte sie mit Worten wie "Rabenmutter" oder "zerstörte Familie ohne bessere Hälfte". Dies bestätigte die Mütter und Töchter in ihrem selbst erlebten Defizit. Obendrein stiegen sie in den meisten Fällen sozial eindeutig ab.

"Die Mütter waren vor diesem tiefen biografischen Einschnitt mehrheitlich lebenszugewandte, unkomplizierte junge Frauen gewesen, die hoffnungsvolle Pläne für ihre private Zukunft gehabt hatten und diese an der Seite eines Mannes verwirklichen wollten. Sie hatten sich kaum vorstellen können, dass das Leben einer Frau anders als im Rahmen einer Ehe "glücklich" verlaufen konnte. Als für sie die Welt zusammenbrach, zogen sie schwarze Kleider an, ihre unbeschwerten Mädchenjahre verblassten schnell, wurden perspektivisch unbedeutend. Lediglich die Erinnerung an ein zumeist kurzes Eheglück gab den Witwen die

Kraft, sich auf ihr Überleben und das ihrer Kinder zu konzentrieren. Fortan lebten die meisten ausschließlich für ihre Kinder."

Die enge Mutter-Kind-Beziehung wirkte sich bei den Söhnen anders aus als bei den Töchtern. Meist mussten die älteren Mädchen im Haushalt helfen und auf die jüngeren Geschwister aufpassen. Sie fühlten sich aber auch für die Mutter verantwortlich. Daraus entstand eine symbiotische, oft konfliktreiche Beziehung. Barbara Stambolis:

"Das heißt sie hatten weniger Freiräume als die vaterlosen Söhne, die sich vielfach in Jugendgruppen engagieren konnten und ihren Müttern entkamen, die zum Teil durchaus auch fast übergriffig schon waren, also ihre Kinder sehr genau im Blick hatten, um genau diesen Erscheinungen vorzubeugen wie Verwahrlosung. Die Ausbildung der Söhne hatte sicherlich auch noch eine andere Priorität als die der Mädchen zur damaligen Zeit. Die Söhne konnten häufig die Rolle der Väter einnehmen, und das konnten die Töchter nicht, das heißt sie konnten sich zwar bewähren immer wieder indem sie genauso zupackten wie das vielleicht die Söhne getan haben, aber dieses Gefühl: Du ersetzt hier den Vater und du bist jetzt ganz wichtig, hatten die Töchter weniger."

http://www.deutschlandfunk.de/kinder-des-zweiten-weltkrieges.1148.de.html?dram:article_id=180823

2.2 Hannes Wader: Erinnerung
Songtext

Ich erinnere mich zurück
bis in mein drittes Lebensjahr,
da schickte mir mein Vater,
der in Norwegen war,
als Soldat um die Weihnachtszeit,
eine Eisenbahn aus Holz,
sie wurde meine Liebe und
ich spielte voller Stolz,

Mit der Lok, aus deren Schornstein,
dicke, weiße Watte quoll.
Lud sie jeden Tag mit Kohle,
Sand und andern Gütern voll.
Wenn ich des Nachts, die Lok im Arm,
auf meinem Kissen schlief,
geschah es oft, dass ich im Traum,
nach meinem Vater rief.

Dass er trotzdem niemals kam,
konnte ich noch nicht verstehen.
und so fasste ich den Plan

zu ihm nach Norwegen zu gehen.

Ja vielleicht, sind wir Menschen
nur dazu geboren,
um ruhelos zu suchen bis zum Schluss.
Auch ich habe
irgendwann einmal etwas verloren,
was mir fehlt und was ich wiederfinden muss.

Eines Morgens, in der Dunkelheit,
es war im Januar,
zog ich mich mühsam selber an,
die Luft war kalt und klar.
Ich koppelte die Wagen an
im ersten Morgenrot.
Im einen lag ein Apfel und im andern ein Stück Brot.

Doch ich kam nur langsam vorwärts,
denn die Straße war verschneit.
Schon fast Nach-mittag
und der Weg nach Norwegen noch weit.
Mir gefror der Rotz am Ärmel
und da stand ich winzig klein,
fing an zu weinen,
schlief dann bald im Straßengraben ein.

Der Briefträger,
der durch Zufall dort vorüber kam,
war es, der mich fand,
mich halb erfroren mit nach Hause nahm.

Ja vielleicht, sind wir Menschen
nur dazu geboren,
um ruhelos zu suchen bis zum Schluss.
Auch ich habe
irgendwann einmal etwas verloren,
was mir fehlt und was ich wiederfinden muss.

Frühjahr 45 war der Krieg dann endlich aus.
Doch statt Vater kam ein Onkel Eduard nach Haus.
Das war Vaters Bruder,
und ich weiß es noch genau,
wie er ankam, den Soldatenmantel
abgerissen - grau.

Aber ich, so sagte Mutter später,
stürzte mich auf ihn.
Onkel "Papa", Onkel "Papa",
habe ich immer nur geschrien.
Am nächsten Tag als ich mit ihm
in Omas Küche saß,
sprach er nicht ein Wort mit mir,
sondern schimpfte auf den Fraß. […]

Meine Eisenbahn aus Holz war längst zertrümmert
und verbrannt. Und auch Norwegen erschien mir so
wie jedes and're Land.
Und auch Vater kam nach Hause,
ein Jahr später, irgendwann.
Als er sagte wie er aussah,
ich erinn're mich nicht dran.

Fand auch später, als ich größer wurde,
nie mehr diesen Ton.

Nun ihr wisst schon was ich meine,
dies Verhältnis Vater - Sohn.
Mein Gefühl für ihn,
das hatte schon ein anderer verbraucht,
wie ein Feuer ausgebließ,
das dennoch ewig weiter raucht.

Doch ein Funke von Vertrauen
ist noch da und irgendwann,
will ich glauben, kommt ein Wind
und bläst das Feuer wieder an. […]

http://lyrics-und-ubersetzungen.com/lied/zeigen/663110/hannes-wader/songtext-und-ubersetzung-erinnerung/

3. Bombardierung - Zeitzeugen berichten

Ich erlebte die Bomben auf Berlin und Tiefflieger auf dem Lande. Ein Bericht von Dr. Rolf Beyer, Leipzig

Unser „gewöhnlicher" Alltag

Wenn in diesem Bericht wiederholt das Wort „Angst" fällt, sei zur Erklärung folgendes gesagt: Die Angst begann immer, wenn vor einem Bombenangriff die Sirene ertönte. Gab es Entwarnung, war die Angst wieder weg. Danach waren wir wieder Kinder, die alles was sie erlebten für normal ansahen, da sie nichts anderes kannten. Wir spielten auch in Ruinen und lachten, wenn etwas komisch war.

Unser Schulunterricht wurde während des Krieges aber immer chaotischer. In Klassen- zimmern von Schulen wurden Menschen, die plötzlich keine Wohnung mehr hatten, zeitweise untergebracht. Wurden Schulgebäude zerstört, mussten die Kinder und Lehrer zusätzlich in eine andere Schule gehen. Insgesamt fehlten aber überall Lehrer. Von diesen waren ein Teil eingezogen worden, aber auch eine bestimmte Anzahl – genauso wie von uns Kindern – bei Bombenangriffen ums Leben gekommen.

Da mit zunehmender Kriegsdauer auch immer mehr Frauen mit Kindern auf`s Land evakuiert wurden, gab es in den Schulen ständige Bestandsaufnahmen, bei denen jeweils neu aufgeschrieben wurde, welche Kinder noch da sind. Hierfür ging viel Zeit verloren, da die Lehrer von uns wissen wollten, warum welche Schüler nicht mehr kamen. Waren dann noch Bombergeschwader im Anflug auf Berlin, wurde der Unterricht sofort abgebrochen und alle rannten nach Hause. […]

Üblich war damals, dass Familien ihre Kleidung und wichtige Gegenstände an verschiedenen Orten aufbewahrten, um im Ernstfall nicht alles zu verlieren. Von uns befanden sich 2 Koffer bei Verwandten im Stadtbezirk Wedding und 2 Koffer bei unseren Großeltern in Biendorf bei Köthen. Wir hatten dagegen Koffer von unseren Verwandten vom Wedding. Als diese ausgebombt wurden, besaßen sie eine Grundausstattung, die sich bei uns befand. Unsere Koffer im Wedding waren jedoch weg.

War ein Luftangriff vorbei und in der Nähe wieder Häuser zerstört worden, gingen wir Kinder meist dorthin gucken. Uns interessierte, ob die Decke des Luftschutzkellers gehalten hatte und ob die Menschen noch lebten. Hatten diese den Luftschutzkeller verlassen, sahen wir sie meist in den Trümmern suchen, ob noch irgend etwas aus ihrer Wohnung zu finden war. Danach brachten sie an einer sichtbaren Stelle ein Plakat oder einen Zettel an. Auf diesen stand für die Verwandten und Bekannten, wer überlebt hat und wer wo zu finden ist.

Tage und Nächte ohne Angst

Musste meine Mutter nicht arbeiten (Heimarbeit), fuhren wir in unseren Garten. Es ging vom Bahnhof Prenzlauer Allee mit der Straßenbahn bis Weißensee und von dort mit dem Bus bis in die Nähe von Wartenberg – also außerhalb des Stadtgebietes. In einer Anlage besaßen wir einen etwa 250 qm großen Garten mit einer kleinen Laube, in der man auch schlafen konnte. Wichtig für uns war dort die Ernte von etwas Obst und Gemüse.

Aber noch bedeutsamer war etwas anderes. Dort war man vor Bomben absolut sicher. Etwa 300 m von unserem Garten entfernt hatte man einen sehr großen Bunker aus Beton gebaut, dem keine Bombe etwas anhaben konnte. Gab es Alarm, gingen wir in den Bunker und konnten in Ruhe warten bis der Angriff vorbei war. Was es bedeutet, bei Alarm einmal keine Angst haben zu müssen, kann wohl nur der ermessen, der selbst Bombenangriffe erlebt hat.

Der Krieg wurde immer schlimmer

In Berlin war bestimmt worden, dass jeder – ob Erwachsener oder Kind - während des Alarms eine Gasmaske aufsetzen musste. Das war sehr belastend. Ab Herbst 1943 nahmen dann auch noch die Luftangriffe auf Berlin massiv zu, wodurch sich unsere Lebenslage weiter verschlechterte.

Während eines Nachtangriffs hörten wir wieder Bomben pfeifen. Diese kamen immer näher. Plötzlich begriffen wir, jetzt sind wir dran und duckten uns noch tiefer. Aber das Pfeifen hörte plötzlich auf und es entstand eine bedrückende Stille. Uns war klar, dass war ein Blindgänger.

Nach dem Alarm mussten wir im Luftschutzkeller bleiben, bis die Situation geklärt war.

Hinter unserem Haus befand sich bis zum nächsten Gebäude 60 m weicher Boden. Dort wurde mit Taschenlampen gesucht und auch bald ein Loch gefunden. Sofort mussten wir in ein Klassenzimmer einer Schule umziehen und dort warten bis die Mine – um eine solche hatte es sich gehandelt – entschärft und abtransportiert war. Beim Warten, dass sich bis zum späten Nachmittag des nächsten Tages hinzog, wurde stundenlang spekuliert, was bleibt von unserem Haus übrig, wenn das Entschärfen des Blindgängers nicht klappt. Das konnten einige dann bald nicht mehr ertragen und die Stimmung wurde sehr gereizt.

Nachdem alles gut gegangen war, sagte meine Mutter zu mir, das war eine Warnung für uns. Wir lassen uns evakuieren und ziehen zu Oma und Opa nach Biendorf. Vom Wunsch bis zur Wirklichkeit dauerte es aber noch etwas. Damals waren alle Lebensmittel streng rationiert. Ohne Lebensmittelmarken, die man zugeteilt bekam, erhielt man in keinem Geschäft etwas Essbares. Deshalb musste erst geklärt werden, dass wir auch in Biendorf Marken für Lebensmittel bekamen. Im Mai 1944 verließen wir dann bis 1946 Berlin.

Auch auf dem Lande kamen Flieger

Als wir in Biendorf ankamen, mussten wir feststellen, dass dort kaum noch Schulunterricht durchgeführt wurde. Einmal in der Woche kam ein Lehrer, verteilte Hausaufgaben und verschwand wieder. Zwei Kinder fuhren deshalb nach Bernburg (Stadt mit etwa 30.000 Einwohner), wo es noch täglich Unterricht gab. Meine Mutter meldete auch mich dort an und so fuhr ich mit dem Zug früh nach Bernburg (etwa 10 km) und nach 13.oo Uhr wieder zurück.

Das ging einige Zeit gut. Die Bomber zogen, wenn wir gerade auf der Rückfahrt waren, öfter über uns hinweg, aber es passierte nichts. Der Zug hielt in solchen Fällen vorher immer in der Nähe von Bäumen oder zwischen Böschungen, alle Fahrgäste stiegen aus und versteckten sich in der Nähe. Waren die Bomber weg, ertönte ein kurzer Pfiff, alle stiegen wieder ein und wir fuhren weiter.

Die Kriegssituation hatte sich zu dieser Zeit grundlegend verändert. Die amerikanischen und britischen Flugzeuge beherrschten den Luftraum fast völlig. Die deutsche Abwehr – ob Jäger oder Flak – war überwiegend zerstört. Die amerikanischen und britischen Bombergeschwader wurden immer durch mitfliegende eigene Jäger vor deutschen Angriffen geschützt. Da der Schutz nun nur noch selten notwendig war, beteiligten sich die Jäger am Zerstören und jagten im Tiefflug Menschen.

Bewohner aus unserem Dorf hatten gesehen, dass zwei Tiefflieger einen entfernt liegenden Acker anflogen und mit ihren Maschinengewehren auf etwas feuerten. Als man später dort hinging, lag dort getötet ein Bauer und sein Pferd.

Einige Zeit später war ich nach der Schule mit den zwei anderen Kindern aus Biendorf im Zug auf der Rückfahrt. Als wir uns beim Herannahen von Bombern wieder in der Nähe des Zugs versteckt hatten, wurden auch wir plötzlich von einem Tiefflieger beschossen. Ich weiß nur noch, dass ich Verletzte gesehen habe. Ob es Tote gab, bekam ich nicht mit. Da der Zug nicht weiter fuhr und wir panische Angst hatten, liefen wir auf den Schienen, so schnell wir konnten, die restliche Strecke nach Hause.

Als ich endlich ankam, nahm mich meine Mutter in die Arme und sagte: Du fährst nicht mehr nach Bernburg, lieber dumm als tot. Diesen Satz habe ich nie vergessen. Treffender und kürzer kann man wohl nicht ausdrücken, was **Krieg für Kinder** bedeutet, **dumm oder tot**.

http://www.uni-leipzig.de/~hagen/Zeitzeugen/zz185.htm

4. Flucht

aus: **„DIE WELT“ vom 25.06.2012**

4.1. Der Leidensweg der deutschen Wolfskinder in Litauen

Auf rund 20.000 schätzt man die Zahl der Kinder, die bei Kriegsende ihre Familien verloren und irgendwie nach Litauen gelangten. Jetzt versammelt ein Buch ihre verdrängten, verstörenden Geschichten.

Foto: A0009_dpaEs waren Kinder wie dieses Mädchen aus einem Flüchtlingstreck, die in den Wirren des Kriegsendes ihre Eltern verloren und sich als Wolfskinder durchschlagen mussten

Als Alfreda Kazukauskiene Anfang der Neunzigerjahre in Vilnius vor dem Schaufenster eines Spielzeugladens steht, kommt ihr beim Anblick eines Holzspielzeugs plötzlich wieder ein deutsches Wort in den Sinn: Hampelmann. Seit Jahrzehnten war ihre Muttersprache verschüttet, verschlossen wie die Erinnerung an ihre ersten Lebensjahre, als sie noch Luise Quitsch hieß.

Jetzt plötzlich kommen sie wieder, die Bilder ihres Elternhauses in Ostpreußen, von Mutter, Vater und Geschwistern. Aber auch schlimme Erinnerungen an Bomben und Flucht, an ein russisches Kinderheim, an den nagenden Hunger, den Durst, das vergebliche Warten auf die Mutter.

Damals, 1945, endete ihre deutsche Geschichte und Identität. Das fünf Jahre alte Waisenkind fand litauische Adoptiveltern. Aus Luise wurde Alfreda. Ihre Muttersprache verlernte sie. Dass sie eine deutsche Vergangenheit hatte, war ihr jahrzehntelang nicht bewusst.

Manche sind Analphabeten

Alfreda Kazukauskiene ist ein "Wolfskind", eines jener ostpreußischen Kinder, die in den Kriegswirren und auf der Flucht vor der Roten Armee von ihren Familien getrennt wurden und später unter meist dramatischen Umständen Zuflucht in Litauen fanden. Von ihrem Schicksal erzählt jetzt das Buch "Wir sind die Wolfskinder. Verlassen in Ostpreußen" von Sonya Winterberg.

Es ist ein erschütterndes Dokument, das schon deshalb lesenswert ist, weil es die vielleicht letzten Zeitzeugenberichte enthält. Denn es leben heute nicht mehr viele Wolfskinder, die meisten sind vom Alter gezeichnet, manche schwer krank. Bald wird ihr Schicksal Geschichte sein.

Nachdem sie jahrzehntelang verdrängen und verschweigen mussten, ist es für die meisten ehemaligen Wolfskinder befreiend, jetzt offen über ihr schweres Leben sprechen zu können. Mit Alfreda Kazukauskiene ging das Schicksal noch gnädig um. Zwar verlor sie ihre Ursprungsfamilie, doch sie fand liebevolle Aufnahme in ihrer neuen Heimat. Ihre litauischen Adoptiveltern legten Wert auf Bildung. Alfreda machte Karriere in der Verwaltung. Doch damit ist sie die absolute Ausnahme.

Viele erlagen den Strapazen

Die meisten der noch lebenden Wolfskinder hatten nie die Möglichkeit einer ordentlichen Schulbildung, manche sind Analphabeten, Zeit ihres Lebens mussten sie schwere körperliche Arbeiten verrichten und beziehen heute kümmerliche Renten.

Etwa 20.000 Wolfskinder soll es am Ende des Zweiten Weltkriegs in Ostpreußen gegeben haben. Viele von ihnen mussten mit ihren eigenen Augen mit ansehen, wie ihre Eltern und Geschwister starben. Der Hunger trieb die Kinder gleich Wölfen durch die Wälder nach Litauen, wo es angeblich Brot und Kuchen im Überfluss gab. Die meisten Kinder, vor allem die Jüngeren, erlagen diesen Strapazen.

Fast alle mussten sie betteln, manche wurden wie Leibeigene auf den Höfen gehalten, Schläge und Vergewaltigung inbegriffen. "Was ich erlebt habe, was mir angetan wurde, ist zu viel für ein Menschenleben", sagt etwa die 73-jährige Christel Scheffler stellvertretend für viele.

Verweigerte deutsche Staatsbürgerschaft

Neben den erschütternden Lebensberichten enthält das Buch auch verstörende Passagen über die deutsche Politik. Sie hat sich gegenüber den Wolfskindern kleinlich und bürokratisch verstockt gezeigt. Nachdem Litauen 1990 unabhängig geworden war, nahmen die Wolfskinder die litauische Staatsbürgerschaft an. Die deutsche Staatsbürgerschaft wurde ihnen deshalb verweigert oder sie konnten sie nur über ein kompliziertes, langwieriges Einbürgerungsverfahren erlangen. Auch Rentenansprüche wurden abgewimmelt. Dagegen zahlt der litauische Staat ihnen als im Krieg Verschleppte heute eine kleine Rente.

Nach jahrzehntelangem Hürdenlauf gelang es manchem ehemaligen Wolfskind, doch noch nach Deutschland überzusiedeln. So wie Rudi Herzmann. Doch das Land seiner Träume wurde für ihn zum Albtraum: "In Deutschland habe ich mich mehr als Ausländer gefühlt, als jemals in Litauen." Nach 13 Jahren kehrte er in das Land zurück, das er erst jetzt als seine eigentliche Heimat erkannte.

Foto: picture-alliance / akg-images

http://www.welt.de/kultur/history/article106630329/Der-Leidensweg-der-deutschen-Wolfskinder-in-Litauen.html

4.2. *DW-Journalistin Monika Griebeler war im Rahmen des journalistischen Austauschprogramms "Nahaufnahme" zu Gast in der Redaktion des litauischen Nachrichtenportals delfi.lt. Während dieses Projektes des Goethe-Instituts tauschen Journalisten aus Deutschland und anderen europäischen Ländern für einige Wochen ihre Arbeitsplätze. Im Dezember 2012 war die litauische Journalistin VytenėStašaitytė zu Besuch bei der Deutschen Welle.*

Die vergessenen "Wolfskinder"

Am 8. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg - jedoch nicht für die deutschen "Wolfskinder": Allein schlugen sie sich damals von Ostpreußen nach Litauen durch. Eine Entscheidung, deren Folgen sie bis heute spüren.

Als sie 18 war dachte Alfreda Pipiraitė, sie wäre endlich angekommen. "Aber nein, sie sagten zu mir: Du deutsches Schwein! Du Hitleristin! Faschistin und so weiter. Es war besonders schmerzlich, wenn ein Familienmitglied mich so genannt hat."

Denn Alfreda war eigentlich Luise, eine Deutsche, geboren 1940 im ostpreußischen Ort Schwesternhof. Mit vier Jahren kam sie zu einer litauischen Familie - als "Wolfskind". Mehr als 5000 Kinder flüchteten im Chaos der Endkriegszeit auf der Suche nach Essen und Frieden von Ostpreußen nach Litauen, schätzt die Historikerin Ruth Leiserowitz. Genaue Zahlen sind unbekannt.

Der Zweite Weltkrieg nahm den "Wolfskindern" die Eltern, die Heimat, die Sprache. Er raubte ihre Vergangenheit und das, was aus ihnen hätte werden können. Die Vier- bis Zwölfjährigen irrten durch die Wälder, allein oder in Gruppen. Manche von ihnen hatten

nicht einmal Schuhe. Ihre Bäuche waren aufgebläht, die Arme spindeldürr. Ihre Zähne begannen zu faulen. Mal aßen sie Gras, mal Frösche, mal nichts.

Aus der Sowjet-Kaserne "gemopst"

Luise flüchtete zunächst mit Tante und Cousine nach Westen. Rotglühend stachen abgebrannte Baumstämme in den Himmel. Pferdekadaver lagen am Straßenrand, daneben Wagenruinen und halboffene Koffer. "In manchen lag ein Teddybär und ich hab gesagt: Oi, stopp! Den will ich haben", erzählt Luise von der Flucht im Planwagen. Ihre Erinnerungen sind bruchstückhaft. Vieles ist vergessen, noch mehr verdrängt.

"Plötzlich wurden wir überrollt von den Russen. Ich erinnere mich an die schrecklich schreienden Frauen. Die wurden vergewaltigt, nur ein paar Schritte von uns. Ich verstand nicht, was da los war", sagt sie. Bei einem Bombenangriff wurde sie von der Tante getrennt - stattdessen nahm ein sowjetischer Kompaniekoch das Mädchen mit nach Litauen. Dort bemerkte sie hinter dem Zaun der Kaserne eine junge Frau, sie zeigte ihr Bonbons. "Und ich ging, ging, ging am Zaun entlang bis ich ein Loch fand. Dadurch bin ich raus - und in der Familie gelandet. Ja! Einfach gemopst, sage ich!" Und sie lacht.

Luise lacht viel, aus Freude und Verlegenheit, aus Scham. Denn sie hatte Glück im Unglück: Aus Luise wurde Alfreda. Die Familie besorgte ihr litauische Papiere, schickte sie in die Schule. "Ich hatte immer alles, ich war immer angekleidet und war immer satt. Ich war ein kleines, kleines Kind, natürlich brauchte ich eine Familie", sagt sie. "Manchmal vergaß ich sogar, dass ich ein fremdes Kind war."

"Ich habe sie schon irgendwie geliebt", sagt Luise über ihre litauische Ersatzfamilie

Beschimpft und vergewaltigt

Andere mussten dagegen um ihr Überleben kämpfen: Ruth Deske fuhr als 13-Jährige erstmals nach Litauen, illegal auf dem Trittbrett eines Güterzugs. Sie wurde erwischt, rausgeworfen, sprang auf den nächsten Zug auf. In Litauen bettelte sie um Essen und kehrte mit ihrer Beute nach Ostpreußen zurück. Immer wieder. Als die Mutter starb, blieb sie mit den drei Geschwistern alleine zurück. Mit dem Jüngsten auf dem Arm lief sie zu Fuß über die Grenze. "Er war nur Haut und Knochen und konnte selbst kaum noch gehen", erzählt sie im Buch "Wir sind die Wolfskinder" der Journalistin Sonya Winterberg.

Andere "Wolfskinder" schwammen durch die Memel oder liefen kilometerweit. Wer es bis Litauen schaffte und eine neue Familie fand, musste oft hart für Obdach und Essen arbeiten: auf dem Feld, im Stall, als Hütejungen, als Boten, als Hausmädchen. Zur Schule durften nur wenige - bis heute sind zahlreiche "Wolfskinder" Analphabeten. Einige wurden beschimpft und geschlagen, erzählt Luise: "Manche Mädchen wurden sogar vergewaltigt von diesen litauischen Wirten. Und dann hieß es: Halt's Maul, sonst wird's noch schlimmer! Und die halten bis heute ihr Maul."

Eine Deutsche? Du spinnst!

Aus Luise wurde Alfreda, ein litauisches Mädel

In Litauen war das Schicksal der "Vokietukai", der "kleinen Deutschen" lange ein Tabu-Thema. Scham, ob des eigenen Verhaltens, und Vorurteile waren ein Grund. Ein anderer: "Die Angst, die den Leuten während der Sowjetzeit eingejagt wurde“, sagt der litauische Autor AlvydasŠlepikas. "Es drohte der ganzen Familie, in ein Lager nach Sibirien gebracht zu werden."

Nur nicht auffallen - auch deshalb durften viele Kinder nicht zur Schule. Deshalb brauchten sie einen neuen, litauischen Namen. Deshalb mussten sie litauisch sprechen und ihre deutsche Herkunft verleugnen. "Das war immer ein Geheimnis. Ich wusste, dass ich keine Rechte habe. Ich musste still sein und gehorsam. Und das hab ich auch gemacht", erinnert sich Luise. Selbst ihr Mann und ihre Tochter wussten jahrelang nichts von ihrem deutschen Ursprung. "Vor meiner Heirat habe ich meinem Mann gesagt: Ich bin eine Deutsche. Und er sagte: Ha, ha! Spinnst du? Und es war kein Thema mehr", erzählt sie.

Angst vor der "russischen Schwester"

Als Litauen 1990 unabhängig wurde, wich die Angst. Die "Wolfskinder" begannen, nach ihrer Familie zu forschen, schickten Suchbriefe an das Rote Kreuz. Luise fand darüber ihre Geschwister wieder - 48 Jahre nach der Trennung. Bei anderen "Wolfskindern" war es eine Suche im Ungewissen, denn gerade wer als kleines Kind nach Litauen gekommen war, hatte seine deutsche Vergangenheit oft längst vergessen.

Spurensuche in der Vergangenheit: Luise vor ihrem alten Elternhaus

Und nicht immer wollten die deutschen Verwandten etwas von den verlorenen Geschwistern wissen. Zu groß war mitunter die Angst vor der "russischen Schwester", die womöglich einen Teil des Erbes wollte.

Noch rund 80 "Wolfskinder" leben heute in Litauen, teils in sehr armen Verhältnissen. Ihre Rente ist karg, nur ein Teil ihrer Arbeitszeit wurde darauf angerechnet. Erst seit

2008 gestattet die litauische Regierung ihnen einen Zuschuss zur Rente, den sogenannten "Waisenzuschlag": 180 Litas, gut 50 Euro im Monat - wenn sie beweisen können, dass sie in Ostpreußen geboren wurden.

Ein Hampelmann bringt die Sprache zurück

Die Hoffnung auf eine Rückkehr nach Deutschland zerschlug sich auch an den Hürden der Bürokratie, an fehlenden Sprach- und Schulkenntnissen. Der deutsche Staat trat den "Wolfskindern" eher zögerlich entgegen. Noch 2007 analysiert der ehemalige Bundestagsabgeordnete Wolfgang von Stetten: Die "Wolfskinder" "leben letztlich in erbärmlichen Verhältnissen, und es ist eine Schande für den deutschen Staat, dass es trotz aller Anstrengungen nicht gelungen ist, diesen Menschen eine kleine Rente zuzusprechen."

Vilnius ist ihr Zuhause - Heimat bleibt aber Ostpreußen

Luise muss sich darum nicht sorgen. Sie konnte studieren, verdiente stets genug. Heute lebt sie mit ihrem Mann in Vilnius. Das Wohnzimmer ist voller Bücher - auch auf Deutsch. Anfang der 1990er Jahre fand sie ihre Sprache wieder, eher zufällig: Als sie an einem Spielwarenladen vorbeikam, blitzte das deutsche Wort "Hampelmann" in ihrem Kopf auf. "Ich fragte: Woher weiß ich das? Ich war selbst überrascht, weil ich dachte, ich hätte alles verlernt. Und dann begann ich, deutsch neu zu lernen." Luise ist in Litauen angekommen. Und "Alfreda" konnte weichen.

http://www.dw.de/die-vergessenen-wolfskinder/a-16794185

5. Valdoisiennes und Kriegskinder. Ihre Väter waren deutsche Soldaten

„Kriegskinder“ im ganz anderem Sinnesind die Kinder deutscher Besatzungssoldaten, die oft ihre Väter nie kennen gelernt haben.

Am 22.Januar 1963 haben der französische Präsident Charles de Gaulle und der deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer den Elysée-Vertrag unterzeichnet. Nach drei Kriegen (1870, 1914-1918, 1939-1945) und mehr als 14 Millionen Toten auf beiden Seiten des Rheins wurde durch den Inhalt dieses Vertrages die Versöhnung zwischen den beiden Erbfeinden des europäischen Kontinents offiziell besiegelt. Mehr als nur ein Kooperations-Programm zwischen Frankreich und Deutschland, hat dieses Abkommen eine neue Ära von Frieden und Aussöhnung zwischen den Bürgern der zwei Staaten eröffnet.

Fünfzig Jahre nach diesem Gründungsakt ist fortan die Existenz deutsch-französischer Paare in den Augen der jungen Generation eine Selbstverständlichkeit. 1963, als das Abkommen unterzeichnet wurde, wurden diese Verbindungen jedoch noch immer negativ wahrgenommen. Die Erinnerungen an den Krieg waren noch immer in den Köpfen präsent. Während der Besatzungszeit (1940-1944) waren Liebesbeziehungen zwischen französischen Frauen und deutschen Soldaten untersagt und wurden schwer bestraft. Gleichwohl gab es diese Verhältnisse und ungefähr 200 000 Kinder sollen aus diesen verbotenen und verheimlichten Verbindungen geboren worden sein. 68 Jahre nach dem 2.Weltkrieg haben sich die „Töchter und Söhne der Boches“ wie man sie traurigerweise verhöhnt hat, zusammengeschlossen in verschiedenen Vereinen, wie „Coeurs sansfrontières/Herzen ohne Grenzen“ oder der „ANEG“, die „Nationale Vereinigung der Kriegskinder“. Dank der Unterstützung ehrenamtlicher Helfer und den durchgeführten Recherchen bei der Deutschen-Dienststelle „WAST“ (das deutsche Militär-Archiv) haben etliche Suchende die Spuren ihrer väterlichen Familie gefunden und konnten ihre Brüder und Schwestern jenseits des Rheins treffen. Und wenn die Abstammung als rechtsgültig anerkannt wurde, haben einige die deutsche Staatsangehörigkeit beantragt und erhalten.

Diese schmerzlichen oder auch glücklichen Geschichten, sind z. B. die von Francoise und Odette, zwei Siebzigjährige Frauen aus dem Oise- Tal. Sie hatten deutsche Väter. Die beiden haben sich bereit erklärt, der Zeitung „L’ECHO, le Régional“ als Zeitzeugen Auskunft zu geben.

Francoise Lacroix : „ Mein Vater hat mich niemals kennengelernt“.

Als Kind sagte meine Großmutter immer: „Du hast wirklich einen Boche-Kopf/Tête de boche“. Aber ich wusste nicht, was das bedeutete. Die heranwachsende Francoise musste sich gedulden bis sich der Schleier ihrer Herkunft hob. Seit 1971 lebt sie in Goussainville, ist aber in Barbery im Departement Oise geboren. Bei Beginn der Besatzung arbeiteteihre Mutter auf den Feldern in der Nähe eines Schlosses, das durch die Deutschen beschlagnahmt wurde. Dort bemerkte der Soldat Otto

Dexheimer, ein Mitglied der Organisation „Todt“ (ziviles und militärisches Geheimkommando der Wehrmacht) die junge und hübsche 22-jährige Francoise und verliebte sich in sie. Neun Monate nach ihrer kurzen Liebesgeschichte, kommt ein kleines Mädchen zur Welt, jedoch wird Otto dieses Kind niemals sehen.

Eine verbotene Verbindung

„Mein Vater stammte aus Rheinland-Pfalz und war im zivilen Leben Ingenieur der Wasser-und Forstwirtschaft“ erzählt Francoise. „Einige Monate nachdem er meine Mutter traf, wurde er nach Lorient versetzt und ging 1943 an die russische Front“. All diese Einzelheiten erfuhr Francoise erst viel später. „Mit circa 11 Jahren hat mir meine Mutter eröffnet, dass mein Vater ein deutscher Soldat war. Ich wollte ihn finden, aber ich wusste nicht wie ich es anstellen sollte“.

Alle um mich herum wussten von meiner Herkunft

Francoise Lacroix, ein Kriegskind

Während der ganzen Kindheit wurde das junge Mädchen, Frucht einer verbotenen Verbindung, im Dorf versteckt. „Alle wussten von meiner Herkunft, dass ich nämlich die Tochter eines Deutschen war. Meine Mutter wurde angezeigt und wegen Kollaboration mit dem Feind zu neun Monaten verurteilt“ erzählt sie uns. „Man hat mich nie als Boche-Kind bezeichnet. Die einzige Missbilligung kam von meiner Grossmutter. Sie war zu mir äusserst kühl und verbot mir ins Dorf zu gehen“.Während vieler Jahre musste Francoise mit diesem schweren Geheimnis leben. „Ich mochte nicht mit meiner Mutter darüber sprechen um sie nicht zu verdriessen. Die Idee, meinen Vater zu finden kam erst wieder, als ich Kinder hatte“. Jedoch musste sie bis 1991 warten um die Identität ihres Erzeugers zu erfahren. „Während einer Unterhaltung mit meiner Mutter, nimmt diese ein Stück Papier zur Hand, auf welchem die grosse Auskunft ist. Endlich hat sie mir alles über ihn erzählt, seinen Namen, seinen Herkunftsort, wie er aussah…….“. Im April 1992 nimmt Francoise ihren ganzen Mut zusammen und begibt sich nach Pirmasens, dem Geburtsort ihres Vaters. Dort erfährt sie, dass er im August 1991 verstorben ist, „Wir haben uns nur kurz versäumt“ bedauert Francoise. „Mein Vater hat mich nicht kennengelernt. Er starb ohne zu wissen, dass es mich gibt“.[…)

http://www.coeurssansfrontieres.com/de/ereignisse-betreffend/50-geburtstag-des-elysee-vertrags/196-valdoisiennes-et-enfants-de-la-guerre-leurs-peres-etaient-des-soldats-allemands

6. Verarbeitung der Traumata

6.1 Wir Kriegskinder

Vortrag im Südwestrundfunk im November 2003 von **Michael Ermann**

Aus der Abteilung für Psychotherapie und Psychosomatik
der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Ludwig-Maximilians-Universität München

Fast 60 Jahre nach dem Ende sind die Spuren des Zweiten Weltkrieges in unserem Lande noch nicht verblasst. Die Wunden von damals sind zwar vernarbt, und die Narben haben eine neue Wirklichkeit geschaffen. Deutschland hat in neuen Grenzen eine überdauernde Gestalt gefunden und die Deutschen darin ein neues Selbstverständnis. Die Mündigkeit in der Bewertung des gegenwärtigen Krieges im Irak ist dafür ein deutliches Zeichen.

Aber es ist immer noch Nachkriegszeit. Noch immer bestimmt die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, dem Zweiten Weltkrieg und den Folgen unser politisches, gesellschaftliches und kulturelles Leben. Kaum ein künstlerisches Werk unserer Tage, in dem nicht der Gegenwartsbezug auf die NS-Zeit anspielt, kaum eine öffentliche Diskussion, in der nicht die Vergangenheit mit anklingt. Die Verweigerung der Erinnerung während der Jahre des Wirtschaftswunders ist schon seit geraumer Zeit einem lebendigen Bearbeitungsprozess gewichen.

[…]

Spätfolgen

Lange war die Wissenschaft über die Frage zerstritten, ob Erlebnisse wie ein Weltkrieg bei konstitutionell gesunden Menschen dauerhafte Folgen hinterlassen können. Protagonisten der Verneiner wie Villinger[14] führten die psychopathologischen Phänomene der Nachkriegszeit, insbesondere die Zunahme von Verhaltensstörungen und Dissozialität, auf die Veränderungen im Sozialraum zurück, also auf soziale Verschiebungen, und sahen darin ein rein soziologisch begründetes Phänomen. Die entgegengesetzte Auffassung vertraten Müller, Schindler und Hau[15], deren bereits früh in den Nachkriegsjahren erschienene Arbeiten nie wirklich rezipiert wurden. Sie erkannten die Spätwirkung der Kriegskindheit in der Psyche der Kinder und dann später Jugendlichen und sahen in Bombenkrieg, Flucht oder Verlust von Angehörigen die Ursache für psychische Dauerschäden.

Man hat also schon lange gewusst – aber offensichtlich nicht wissen wollen -, dass diese Zusammenhänge bestehen! Stattdessen hat man das Schicksal der Kriegskinder weitgehend verleugnet und verdrängt und auf äußere, andere Faktoren zu reduziert betrachtet oder teilweise gar nicht beachtet.

Diese Bewertung der Kriegskindheit muss man allerdings vor dem Hintergrund sehen, dass es damals noch kein Traumakonzept gab, und dass man damals traditionell psychische Schäden, die durch Kriege hervorgerufen wurden, als hysterische Begehrensneurose betrachtete, oder sie auf eine erbliche Vulnerabilität zurückführte. Es herrschte lange die Auffassung vor, dass Dauerschäden nur dann entstehen können, wenn es eine erbliche Vorbelastung gibt. In dieser

Auffassung sah man sich bestätigt, wenn man die Depressionen und psychischen Alterationen der Vorgeneration betrachtete – ohne dabei in Rechnung zu stellen, dass Mutter und Vater ihrerseits durch die Kriegsereignisse in Mitleidenschaft gezogen worden waren.

Ein Perspektivwandel trat in den fünfziger Jahren ein, und zwar durch die Wiedergutmachungs-Begutachtungen, insbesondere von Überlebenden der Konzentrationslager. Es war insbesondere der Heidelberger Psychiater von Bayer, der als Vorreiter wirkte und durchsetzte, dass Extremtraumatisierungen erstmals in Deutschland als Ursache für späte Dauerschäden anerkannt wurden.

Erst im Zusammenhang mit der Aufarbeitung des Vietnamkriegs kam es unter dem enormen politischen Druck der amerikanischen Vietnam-Veteranen zum Durchbruch dieses Konzepts. Inzwischen hat das "posttraumatische Belastungssyndrom PTSD" als Erkrankung weltweite Anerkennung gefunden. Die nachfolgenden Forschungen wissen wir heute, dass es posttraumatische Persönlichkeitsentwicklungen geben kann, die über viele Jahre oder sogar über Jahrzehnte klinisch unauffällig bleiben, um dann im späten Alter mit der Bildung von Symptomen wie Ängsten, Depressionen oder psychosomatischen Erkrankungen zu dekompensieren.

Psychotherapie

Ohne hier auf behandlungstechnische Einzelheiten einzugehen, möchte ich einige Erfahrungen mitteilen, die als Psychoanalytiker ich in der Arbeit mit Kriegskindern, Angehörigen meiner eigenen Altersgruppe, gesammelt habe. Meine wichtigste Erfahrung ist, dass der entscheidende Schritt in der Behandlung darin besteht, dass Kriegskinder beginnen anzuerkennen, dass sie Traumatisierte sind - und zwar Traumatisierte durch ein Schicksal, das immer schon gekannt, aber jahrzehntelang verleugnet haben.

Diese Einsicht ist schwer zu erringen. Um sie zu fördern, braucht es eine Analytikerin oder einen Analytiker, die bereit sind, mit in die Welt der Traumatisierung hineinzugehen. Die Gefahr ist eine manische Abwehr, die gemeinsame Verleugnung. Es geschieht in solchen Behandlungen fast zwangsläufig, dass die Patienten einen auf die Probe stellen und einen in Versuchung bringen zu sagen: War es denn wirklich so schlimm? Schau doch nach vorne! Du mit deinen 59 Jahren – willst du wirklich deine Jahre damit verbringen, zurückzuschauen?

Das Ziel besteht darin, dass die Kriegskinder eine positive, bejahende Kriegskind-Identität erwerben. Im Wesentlichen bedeutet das, die Fähigkeit zu entwickeln, sich in sich selbst empathisch hineinzuversetzen, mit sich mitzufühlen und Verständnis für sich zu erwerben. Dadurch können sich Welten eines neuen Selbst-Verstehens öffnen.

[…]

Fürsorge für sich selbst zu entwickeln, kann bewirken, dass man beginnt, sich endlich einmal Schuhe zu kaufen, die groß genug sind, und begreift, dass man nicht mehr die zu engen, ausgelatschten Schuhe seiner Geschwister tragen muss. Dass man beginnt, sich warm anzuziehen, wenn man auf die Straße geht - und nicht mehr friert, als sei man auf der Flucht.

Prof. Dr. Michael Ermann
Nußbaumstraße 7, 80336 München
Michael.Ermann@med.uni-muenchen.de

http://www.warchildhood.net/html/_wir_kriegskinder_.html 25.05.2014

6.2 Nachts kehrt der Schrecken zurück

Im Alter werden die Kinder des Zweiten Weltkriegs oft von unbewältigten Traumata heimgesucht. Wie lässt sich das therapieren? von Christiane Teetz

DIE ZEIT № 46/201013. November 2010 18:29 Uhr

April 1945: Ein Junge holt in den Ruinen von Magdeburg an einer Pumpe Wasser | © Keystone/Getty Images

Es ist diese Wunde. Nur wenige Sekunden hat Erika Metzner sie damals gesehen. Trotzdem brannte sich das Bild in ihr Gedächtnis ein. Als fünfjähriges Kind erlebte die heute 70-Jährige den Einfall russischer Soldaten nach Kriegsende. Im heute polnischen Köslin wurde sie Augenzeugin von Lynchmorden und Scheinerschießungen. »Wir wurden in einen Raum getrieben, wo uns alle Wertgegenstände abgenommen wurden«, sagt sie. »Ein Mann wollte seinen Ehering nicht hergeben. Da hat ihn der Soldat mit dem Gewehrkolben erschlagen. Einfach so.« Von dem, was danach geschah, ist ihr nichts in Erinnerung geblieben. Nur dieses blutende Loch, das den Blick auf das Gehirn freigab.

Vollkommen unvorbereitet wurde die Rentnerin vor ein paar Jahren von dem Bild überwältigt, das plötzlich in ihr Bewusstsein zurückkehrte. Nacht für Nacht erlebte sie Dinge wieder, an die sie jahrzehntelang höchstens eine diffuse Erinnerung gehabt hatte. Diese überraschende Konfrontation mit ihrer Vergangenheit ließ sie schier verzweifeln. Traumareaktivierung nennen Fachleute das Phänomen des plötzlichen Wiedererinnerns.

In der Praxis der Psychotherapeutin Helga Spranger häufen sich die Fälle von Menschen, denen sich nach vielen Jahren plötzlich Bilder längst vergangener Schrecken aufdrängen. Dass diese als Spätfolgen einer posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) diagnostiziert werden, ist für die Patienten oft ebenso überraschend wie der Erfolg, den eine psychotherapeutische Behandlung auch im hohen Alter noch verspricht.

PTBS, dieses Phänomen ist erst seit ein paar Jahren auch Laien ein Begriff. Katastrophenopfer – etwa Überlebende des 11. September 2001 – leiden oft noch lange Zeit

unter aufblitzenden Erinnerungen (»Flashbacks«), Panikzuständen und Depressionen. Auch Bundeswehrsoldaten kehren mit diesen Symptomen aus ihrem Afghanistaneinsatz zurück. Gleichsam im Gefolge einer öffentlichen Bewusstseinsbildung erhält nun endlich auch Erika Metzners Generation – die Kinder des Zweiten Weltkriegs – mehr Beachtung für ihr Leiden, das jahrzehntelang unbeachtet geblieben war.

Nach wie vor begegneten sie der Skepsis ihrer Umgebung, beklagt Helga Spranger, die Gründerin der Hilfsorganisation kriegskind.de. »Was jahrelang als bewältigt galt, kann so schlimm ja nicht gewesen sein«, umschreibt sie eine weitverbreitete Haltung. Die Berliner Traumatherapeutin Christine Knaevelsrud bestätigt diese Einschätzung: »Während therapeutischen Angeboten für traumatisierte Soldaten erhebliche staatliche Unterstützung zukommt, arbeiten wir im Bereich alter Menschen gänzlich ohne Förderung.« Damit werde die Generation der zwischen 1930 und 1945 Geborenen, deren seelische Nöte im Nachkriegsdeutschland kein Gehör gefunden hätten, ein zweites Mal übergangen.

Die neurophysiologischen Vorgänge bei der Entstehung eines Traumas sind bekannt: Anders als bei der üblichen Informationsverarbeitung wird ein traumatisches Erlebnis nicht zeitlich und räumlich sortiert im Gedächtnis abgespeichert, vielmehr wird der dafür zuständige Teil des Gehirns wegen Überlastung umgangen. Neben der massiven Ausschüttung von Stresshormonen kommt es zu einer Kopplung der in der traumatischen Situation aktivierten Netzwerke – der Wahrnehmungen, der erlittenen Schmerzen, der negativen Gefühle. Das Ereignis selbst verschwindet dabei unter Umständen in den Tiefen des Bewusstseins.

Was aber führt zu einer Traumareaktivierung im hohen Alter? Und wie könnte die richtige Therapie aussehen? In beiden zentralen Fragen herrscht Uneinigkeit unter den Fachleuten: Therapeutin Spranger geht ebenso wie der Bielefelder Gedächtnisforscher Hans-Joachim Markowitsch davon aus, dass neben den veränderten Lebensbedingungen vor allem neurobiologische Umbauprozesse im zentralen Nervensystem alternder Menschen für die späte Wiederkehr alter Traumata verantwortlich sind. Während sich das Gedächtnis verschlechtere und kognitive Kontrollmechanismen wegfielen, träten offenbar verstärkt jene emotionalen Impulse zutage, die sich einst besonders stark eingebrannt hätten.

Eine alternative Erklärung bietet der Göttinger Neurobiologe und Traumaforscher Gerald Hüther an. Er sieht die Ursache in der Lebenssituation alternder Menschen. Schlüsselreize wie Krankheit, Verlust oder Tod träten häufiger auf und könnten die bis dahin verdrängten Gefühlsreaktionen auslösen. Im Alter, so Hüther, falle das äußere Gerüst weg, das die traumatischen Erinnerungen in Schach gehalten habe. »Die Generation der Kriegskinder hat sich nach 1945 regelrecht in einen Aufbauwahn gestürzt und damit ihr Trauma kompensiert«, sagt er. »Wenn dieser Schutzschirm wegfällt, flackern die traumatischen Erinnerungen wieder auf.«

Um die richtige Therapieform ringen Neurologen wie Psychologen auch deshalb nach wie vor, weil die ehemaligen Kriegskinder sich schwer damit tun, nach Hilfe zu suchen. Eine anonyme Behandlung stellt womöglich eine geringere Hürde dar. Darum hat das Behandlungszentrum für Folteropfer in Berlin zusammen mit der Universität Greifswald das Projekt einer Schreibtherapie initiiert. Es bietet ehemaligen Kriegskindern therapeutische Betreuung per Internet (www.lebenstagebuch.de).

[…] http://www.zeit.de/2010/46/M-Kriegstraumata/komplettansicht

6.3 Schweigen, um zu überleben –reden, um weiterzuleben?

aus: Hilke Lorenz: Kriegskinder – Das Schicksal einer Generation. Berlin 2005. Einleitung

»Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd«, so beginnt Christa Wolf ihren Roman *Kindheitsmuster*. Die 1929 geborene Schriftstellerin begibt sich darin auf Spurensuche in ihrem Leben, zu dem untrennbar die Jahre des Zweiten Weltkriegs gehören. Ein offenbar mutiges Unterfangen. Denn diese Jahre sind in den Leben vieler Menschen, die damals Kinder waren, Fremdkörper geworden. Die Erinnerungen an sie sind Geheimnisse, die so unaussprechbar sind, dass viele der ehemaligen Kriegskinder sie sogar vor sich selbst weggeschlossen haben. Den Schlüssel dazu haben sie weit fortgeworfen und damit den Zugang zu einem wichtigen Abschnitt ihres Lebens aus der Hand gegeben. »Wirst dich fragen müssen, was aus uns allen würde, wenn wir den verschlossenen Räumen in unseren Gedächtnissen erlauben würden, sich zu öffnen und ihre Inhalte vor uns auszuschütten«, konstatiert Christa Wolf im Verlauf ihrer Suche nach den Spuren des Vergangenen in der Gegenwart. Wobei auch sie offenbar ein Unbehagen überkommt, wenn sie die Frage anschließt: »Brauchen wir Schutz vor den Abgründen der Erinnerung?«

Krieg ist mehr »als eine Abfolge von Ereignissen, die sich in einer bestimmten, exakt beendeten Zeitspanne zutragen. Er ist auch das, was sich in kleinen empfindsamen Kinderköpfen eingeprägt hat und bis heute in ihnen eingraviert ist«, hat der Arzt Peter Heinl, der in London ehemalige deutsche Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs im Erwachsenenalter behandelt, in der intensiven Arbeit mit seinen Patienten beobachtet. Manchmal treibt der längst vergangene Krieg noch heute denen, die von ihm erzählen, die Tränen in die Augen. Auf den Bildern, die sie aus Kindertagen aufbewahrt haben, schauen sie tapfer und zuversichtlich in die Zukunft. Sie sind sie tatendurstig angegangen und haben den Blick zurück vermieden.[…]

Die Davongekommenen werden nie vergessen, was ihnen widerfahren ist. Aber das viel größere Leid, so vermittelte man ihnen, hatten die Erwachsenen erlitten. »Wir durften nicht jammern, denn sonst galten wir als egoistisch und undankbar. Wir hatten doch schließlich überlebt«, erinnert sich eine 66 Jahre alte pensionierte Lehrerin, die einen der großen Angriffe auf Hamburg als Fünfjährige durchlitten hatte. »Dir geht es doch gut!«, »Sei froh, dass du überlebt hast!«, sind Merksätze ihrer Kindheit, die sie noch heute im Ohr hat. Erst jetzt, Jahrzehnte später, erlaubt sie sich, Mitleid mit dem Mädchen zu haben, das die Erwachsenen weinen sah. Und in deren Not hineinbrüllte: »Ich will keine brennenden Häuser mehr sehen!« Bis ihm jemand einen Mantel über den Kopf legte. Erst heute wagt sie es, ihn langsam wegzuziehen.

Bagatellisieren, abschwächen, bewusst vergessen und verdrängen, lautete die Devise in den Nachkriegsjahren. So attestiert es der ehemalige Kasseler Professor für klinische Psychologie und Altersforscher Hartmut Radebold, Jahrgang 1935 und somit selbst ein Kriegskind, seiner Generation. Wie hätte man überleben sollen, wenn man sich ganz und gar Verzweiflung und Kummer hingegeben hätte? Da blieb als Selbstschutz nur, das Grauen nicht an sich herankommen zu lassen und einfach zu funktionieren. Aufgaben gab es genug. »Sei tapfer! Du musst der Mutter jetzt helfen«, war eines dieser Überlebensangebote.

Denn das Grauen, von dem sich diese Kinder und Jugendlichen abwandten, war in der Tat unfassbar. Fünfundfünfzig Millionen Menschenleben hat dieser große, Europa zerstörende Krieg gekostet. Die Generation ihrer Eltern und Großeltern hatte ihn geplant und durchgeführt. Ebenso wie die Ermordung der europäischen Juden. Darüber wollte nach 1945 keiner gerne reden. Das Schicksal der Kriegskinder wurde zwangsläufig erst einmal vom Ausmaß der deutschen Schuld überschattet. Das Schweigen nahm seinen Anfang. Das Land richtete sich in einer manchmal »pathologischen Normalität« (Radebold) ein. Die Eltern der Kriegskinder haben schon untereinander kaum geredet. Sich mit ihren Kindern über das Geschehene zu verständigen, haben sie oft gar nicht erst versucht. Die Kinder der Kriegskinder wiederum empfanden Scham und Schuldgefühl über die Millionen von Toten – und wollten den Eltern als greifbaren Stellvertretern der Welt von damals in Gesprächen am Küchentisch den Prozess machen. Wollten nach dem Hitlerjungen im Vater, dem BDM-Mädchen in

der Mutter bohren. Sie suchten abgestoßen und zugleich fasziniert nach den Spuren der Nazis, nicht nach den Traumata der Eltern.

Wenn die Zeitzeugen einander etwas erzählten, dann waren es Überlebensgeschichten. Oder Abenteuerschnurren. Wie sie mit scharfer Munition gespielt hatten und mit heiler Haut davongekommen waren, oder wie sie mit einem Lausbubentrick in der Zeit des Hungers ein Wurstbrot ergattert hatten. Sie erzählten sich nicht davon, wie sie sich aus Angst vor den herabjaulenden Bomben in die Hose gemacht hatten. Oder davon, wie sie der Brechreiz überkam, weil sie schon wieder in den Bunker mussten. Im Reden haben sie das Schweigen geübt.

Die wahrhaft furchtbaren und verstörenden Geschichten haben immer die anderen erlebt. Wer sich von Bord der untergehenden »Wilhelm Gustloff« in ein Boot retten konnte, hat eigentlich nichts erlebt. Gelitten haben jene, die in der eisigen Ostsee um ihr Leben kämpften. Oder jene, die drunten in einem Keller kauerten, während das Haus darüber von einer Bombe getroffen wurde.

Funktioniert so Überleben? Mithilfe des Gedankens, dass es immer jemanden gibt, dem es noch schlechter ergangen ist? Das eigene Leben war dann stets nur die Vorhölle. Durch die Hölle ist jemand anderer gegangen. Diese Vorstellung bringt zum Schweigen. Man will sich mit der eigenen Geschichte nicht blamieren. Man will nicht anmaßend sein. Derweilen finden Gefühle und Erinnerungen ihren Platz im Unterbewussten. Dort, wo man nicht dauernd auf sie treffen muss. Aber lassen sich Erinnerungen wirklich wegsperren?

Eine Studie der Universität Leipzig hat in diesem Jahr erstmals repräsentativ die seelischen Folgen des Zweiten Weltkriegs erforscht. Danach leiden jede fünfte Frau und jeder zehnte Mann der Befragten an Angstattacken, weil sie einst ausgebombt worden sind. Außerdem fühlten sich die Interviewten der Studie öfter nervös, niedergeschlagen oder entmutigt. Die Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten, klagen häufig über Depressionen. Sie leiden an eingeschränkter Lebensqualität und Vitalität. Die Vorstellung, der Krieg sei spurlos an jenen vorübergegangen, die ihn als Nichtkombattanten erlebt haben, sei im Bewusstsein ausgelöscht worden durch die Ansprüche und Belohnungen einer Wirtschaftswunderzeit, ist also nicht haltbar.

Trotzdem haben die meisten ehemaligen Kriegskinder geschwiegen. Haben sich irgendwann die kratzenden Wollstrümpfe und kurzen Hosen ausgezogen, die langen Zöpfe abgeschnitten, sind in ein Leben als Erwachsene geschlüpft und haben ihr Geheimnis für sich behalten. Den Blick immer nach vorne gerichtet – und niemals zurück.

So blieb vieles im Dunkeln – und unerzählt. Lieber machten die Nachgeborenen Witze darüber, dass die Mutter keine Scheibe Brot wegwerfen konnte und der Vater am Abend seine Kleidung noch immer so neben das Bett legte, als werde er sich in Sekundenschnelle anziehen und in den Bunker hasten müssen. Dass die Eltern immer ein Köfferchen mit den wichtigsten Unterlagen bereithielten, schien ihnen ein lässlicher Tick. Wo der Krieg doch schon so lange vorbei ist. Warum sind die Nachgeborenen nicht auf die Idee gekommen, dass ihre Eltern zum Teil traumatische Kriegserlebnisse mit sich tragen und bis zum heutigen Tag mit ihnen leben? Weil sie nicht hingeschaut und nicht nachgefragt haben? Oder weil ihnen nichts erzählt wurde? Wollten sie nicht zuhören, weil Eltern nicht klein und schutzlos sein sollen?

Aber genau das waren sie, die zwischen 1930 und 1945 Geborenen, als der Krieg über die Kinder hinwegwalzte. Sie saßen um ihr Leben bangend im Bombenkeller, sahen brennende Städte, als sie die Schutzräume verließen, mussten über Tote steigen, wo sie gestern über Kreidestriche gehüpft waren. Oft waren sie nach dem Krieg Halbwaisen. Und selbst wenn der Vater zurückkam, war er ein Fremder, der nur mühsam den Weg zurück in die Familie fand. Sie mussten die vertraute Heimat zurücklassen und erlebten im Flüchtlingstreck Hunger und Tod. Spürten tagtäglich, dass ihre Eltern sie nicht mehr schützen konnten, als die Welt um sie herum in Scherben ging und das Recht des Stärkeren galt. Sie haben nach dem Krieg klaglos Graupensuppe oder Brot mit Apfelmus als einzige Tagesmahlzeit akzeptiert. Sie haben ihre Lebensträume aufgegeben, weil das Geld nicht einmal für eine weiterführende Schule reichte. Zur Bewältigung der Schrecken und Zurücksetzungen, die sie erfuhren, würde man heute ein Heer von Kinderpsychologen und ein Netz von Beratungsstellen aufbieten. »Wer sagt, ich hätte es schwer gehabt, der irrt. Ich *habe* es schwer«, hat eine Frau bei einer Diskussion ihr Lebensgefühl beschrieben.

Es scheint, als sei die Zeit des konsequenten Schweigens nun vorbei. Viele der ehemaligen Kriegskinder wollen von dem berichten, was sie den »eigenen Kindern so nie erzählt haben«. So haben es viele meiner Interviewpartner ausgedrückt. Ihnen allen, die mir eine Tür zur Vergangenheit geöffnet haben, möchte ich ganz herzlich danken. Auch für die Tapferkeit, sich wieder den schlaflosen

Nächten auszuliefern, die manchmal die Folge dieses Türöffnens waren. Auf ihren Wunsch hin wurden ihre Namen in diesem Buch verändert. Ihre Offenheit bringt uns Geschichte näher, hilft uns ein wenig gegen das Verblassen der Ereignisse und Erfahrungen.

Doch diese Zeitzeugen haben nicht geredet, um die Frage nach der Verantwortung für den Zweiten Weltkrieg und den mit ihm verbundenen Verbrechen zu verwischen, wie man argwöhnen könnte. Diese Überlebenden wollen sich nicht als Opfer stilisiert wissen. Es geht ihnen nicht darum, Leid zu relativieren oder gar das Leiden der Opfer des Holocaust zu schmälern. Die Schuld am Krieg, der fast vollständigen Ermordung der europäischen Juden steht auch für sie fest. Ihre Berichte wollen nichts entschuldigen. Sie wollen deutlich machen, dass der Krieg in all seinen Erscheinungsformen und Folgen tief in die bundesdeutsche Gesellschaft hineingewirkt hat. Dass er im Inneren von vielen weiterging, die nach außen Frieden spielten. Auch wir, die Nachgeborenen, sind noch nicht ganz im ist. Wir sollten ihn gemeinsam mit denen öffnen, denen die Erinnerungen gehören und die erzählen wollen. Die Geschichten enthalten eine so komplizierte wie einfache Botschaft: Nie wieder!

Hilke Lorenz

Stuttgart, August 2003

7. Kriegskinder - Spurensuche

„Unser Leben ist nicht das, was geschah, sondern das, was wir erinnern und wie wir es erinnern.“
Gabriel García Márquez

Die folgenden Texte haben ihren Ursprung in mehreren Gesprächen, die ich in den vergangenen Wochen mit Menschen geführt habe, die der Generation der Kriegskinder angehören. So unterschiedlich wie die Lebenswelten dieser Kinder waren, so unterschiedlich sind auch ihre Kriegserlebnisse. Gemeinsam ist allen aber die Tatsache, dass man, eingebettet in das kollektive Drama, sein Leben als ein ganz normales begriffen hat, über das es sich später auch kaum zu berichten lohnte. G.Blau

Ingrid B. aus Krefeld, Jahrgang 1932, aufgewachsen in Goldap, Ostpreußen, heute Polen, Tochter eines selbstständigen Kaufmanns in Goldap, geflohen 1944 im Alter von 12 Jahren vor der Roten Armee nach Rehfeld in Brandenburg, wo Familienangehörige wohnten und wo der Vater, der trotz seiner Kriegsverletzung im 1. WK noch eingezogen worden war, seine kleine Familie wiederzufinden hoffte.

In der Garnisonsstadt Godlap gab es häufig Aufmärsche von Soldaten, SA und Jugendorganisationen, wie BDM oder Hitlerjugend. Das kleine Mädchen begeisterte sich für die bunten Ereignisse, stand am Fenster und konnte das Erscheinen der Menge kaum erwarten. Offensichtlich hatte es etwas durcheinander gebracht, als es voller Begeisterung ausrief: „Die Hitlerjuden kommen, die Hitlerjuden kommen!“, was die Erwachsenen in der Familie arg in Verlegenheit brachte. Der Vater, der verbotene Bücher z.B. von Remarque unter einem doppelten Regalbrett verbarg, hielt seine politischen Ansichten vor dem Kind möglichst verborgen. „Doch nicht vor dem Kind…“, ein häufiger Ausspruch, an den sich Ingrid B. noch erinnert. Das hat man aber nicht hinterfragt, Erwachsene hatten eben ihre Geheimnisse.

Juden gab es in Goldap, sie kannte auch einen kleinen Jungen, Schnodder…. nannten sie ihn wegen seiner stets laufenden Nase. Den gab es dann irgendwann nicht mehr. Als die Exekution der Juden einsetzte, sie fand auf dem Friedhof statt, luden die Jungen der HJ zu diesem Schauspiel ein, da ging man aber als kleines Mädchen nicht hin. Gewusst haben davon viele Menschen, die zwar nachher behaupteten, nie etwas von der Judenvernichtung gewusst zu haben.

Kaum konnte sie ihren 10. Geburtstag erwarten, weil sie dann bei den Jungmädchen (JM), einer Unterabteilung des BDM, aufgenommen worden wäre. Irgendwie haben ihre Eltern das aber zu verhindern gewusst. Und dann kam die Flucht da-zwischen. Der Vater an der Front, Goldap voller deutscher Soldaten auf dem Weg in den Westen, viele Bürger, vor allem Parteifunktionäre und auch Ärzte schon geflohen, man saß auf gepackten Koffern und wartete auf einen Zug, der nach Westen rollte und in dem man zwischen Munitions-kisten einen Platz zu ergattern hoffte. Vorangegangen war ein heißer Sommertag, als man Hals über Kopf in der Nacht zum Bahnhof lief. Trotz einer heftigen Verletzung an der Hand funktionierte man als Kind. Noch keine 12 Jahre machte man klaglos alles mit, so wie alle anderen auch.

Was sie in ihrem kleinen Koffer, den sie nach 70 Jahren immer noch besitzt, mitgenommen hatte, weiß sie heute nicht mehr. Vermutlich hatten Erwachsene ihn auch für sie gepackt. Auf jeden Fall enthielt er die Adresse, die Ziel der Reise war: Rehfeld in Brandenburg. Offensichtlich war sich die Mutter schon darüber im Klaren, dass es keine einfache Reise werden würde. Mutter und Tochter konnten erst im Hochsommer 1944 aus Goldap ausreisen, da das elterliche Lebensmittelgeschäft für die örtliche Bevölkerung offen gehalten werden musste.

In Rehfeld in Brandenburg angekommen, schien man zunächst in Sicherheit zu sein. Doch der morgendliche Schulweg ins Gymnasium in der 6km entfernten Stadt war häufig begleitet von russischen Tieffliegerangriffen. Die Kinder warfen sich in den Graben, doch die Flieger waren schrecklich nahe. Meist hörte man die Flugzeuge schon von weitem, war ihnen auf der Straße aber einfach aus-geliefert. Als Kind weiß man sich einfach nicht zu helfen. Ein Schulkamerad kommt bei einem der Angriffe um.

Im Oktober wird Goldap von den Russen eingenommen, kurz darauf erobert es die Wehrmacht wieder zurück. Die Mutter muss aus Brandenburg wieder zurück nach Ostpreußen, um den Lebensmittelladen für die Bevölkerung wieder zu eröffnen. Zum Glück kehrt sie kurze Zeit später wieder zu ihrer Tochter zurück. Es gab nichts mehr zu verkaufen.

Angst war ein ständiger Begleiter. Seit 1943, als ihr über 50 Jahre alter Vater zur Wehrmacht eingezogen wird, wird sie dieses Gefühl nicht los. Die Gerüchte darüber, wie die Russen „hausen“, werden von der Propaganda eifrig geschürt, z.B. über das Massaker im benachbarten Nemmersdorf . Als die Mutter noch einmal in das umkämpfte Ostpreußen zurück muss und sie allein bei den doch fremden Verwandten bleibt, geht es ihr besonders schlecht.

Wir Kinder waren „die Opfer auf der falschen Seite“, die Kinder der Täter. Mitleid oder Verständnis hat diese Generation nie erfahren.
Ihre Schilderungen sind so plastisch, dass sich der Zuhörende ohne viel Phantasie die Ereignisse vergegenwärtigen kann. Die Bilder sind einfach noch im Gedächtnis. Was aber kaum hervorgerufen werden kann, sind die Gefühle, die Gedanken. Der Erwachsene hat nach 70 Jahren keinen Zugang mehr zu sich selbst, zu seiner Kinderseele.

Nach Kriegsende begann der Hunger. Alles Tun war darauf gerichtet, etwas Essbares aufzutreiben. Moralische Maßstäbe, mit denen man als Kind aufgewachsen war, sind nahezu alle außer Kraft gesetzt. Stehlen und Lügen sichern das Überleben. Die 13jährigezieht über die Äcker, um Rüben oder Kartoffeln zu klauen. Die Mutter bekommt TBC, wie viele in der Umgebung, Ingrid ist nun für alles verantwortlich. Um 6.00 Uhr am Morgen steht sie um einen halben Liter Magermilch, die für die Mutter noch auf dem Holzfeuer gekocht werden muss, an, dann geht sie nüchtern zur Schule, muss aber dort täglich ein Brikett mitbringen, damit der Klassenraum geheizt werden kann. Wieder zu Hause, geht es auf die Äcker zur „Nachlese“. Eine lange Zeit muss sie noch durchhalten, bis der Vater zurückkehrt und durch Feldarbeit etwas zur Nahrungsmittelbeschaffung beitragen kann.

Nach dem Krieg gab es einfach diese unendliche Erleichterung, diese Freiheit, endlich das zu tun, was wir nie vorher tun durften. Die Freiheit war unendlich wichtig. Wir haben getanzt, selbst wenn es nur zur Mundharmonikamusik war.

Kriegskinder - Spurensuche II

Dieter L. aus Düsseldorf, Jahrgang 1930, verbrachte mehrere Jahre in der Kinderlandverschickung (KLV). Sein Vater ist im Krieg, seine Mutter muss, da sie nur ein Kind hat, kriegsrelevante Arbeit annehmen, der Sohn ist ab 1939 bis zum Kriegsende an fünf verschiedenen Orten untergebracht:
Es beginnt mit einem Aufenthalt in Bayern, wo er ein Vierteljahr bei einem Kohlenhändler und seiner Familie lebt. Zur Schule geht er nicht, offensichtlich hat man den Jungen „übersehen", was ihn nicht weiter bekümmert. Er sieht die Zeit auf dem Lande auch heute noch als Befreiung von den Zwängen des Stadtlebens, zumal er vorwiegend sich selbst überlassen blieb.
1940 verschlägt es den knapp 10-jährigen nach Plathe in Pommern. Dorthin reist er per Zug mit einer Gruppe von anderen Düsseldorfer Kindern. Vor Ort angekommen, bleibt er bei der Verteilung der Kinder auf die Gasteltern auf dem Bahnsteig zunächst übrig. Eine Frau hat Mitleid mit dem Jungen und nimmt ihn bei sich auf. Wieder ist er glücklich, der Großstadt entkommen zu sein, raus aufs Land, genug zu essen (Griebenschmalz!), wieder die große Freiheit. Schule findet in den neun Monaten, die er in Pommern verbringt, nur jeden zweiten Tag statt. Gelernt hat er nichts, an den freien Tagen müssen die Kinder aufs Feld: Kartoffelkäfer suchen. Das hat er jedenfalls gelernt, wie diese Insekten aussehen. Einmal kommt ihn der Vater besuchen, was aber offensichtlich nicht so einschneidend gewesen ist.
Nach Ablauf der Zeit in Pommern muss ein neuer Aufenthaltsort gefunden werden. Dieses Mal ist es das NS-Erziehungsheim in Niederbreisig am Rhein. Hier werden Kinder im Alter zwischen 6 und 14 Jahren, vermutlich im Sinne der Nazi-Ideologie auch schwererziehbare, gedrillt. Die Erziehungsmethoden empfindet er als grausam, zynische Erzieher lassen ihre Launen an den Kindern aus. Bei einem Besuch der Mutter fleht er sie an, ihn da rauszuholen, er würde auch alles tun, was sie wolle. So bleibt Niederbreisig eine kurze Episode. Seine Mutter hat eine Stelle als Telefonistin auf dem Truppenübungsplatz Elsenborn in der Eifel. Dorthin kann sie ihren Sohn mitnehmen. Er bleibt ein Jahr. Sein Fazit: In der Schule haben wir wieder nichts gelernt.
1942 schließlich gelangt er über die KLV ins Bergische Land in der Nähe von Wermelskirchen. Dort bleibt er gemeinsam mit einem anderen Jungen aus Düsseldorf bis nach dem Kriegsende. Aufgenommen hat die beiden Jungen eine unverheiratete Frau „Tante Maria", die Dieter als mutig und großzügig in Erinnerung hat. Die Lebensmittelzuteilungen werden gerecht geteilt. Bis 1944 besuchen sie eine vierklassige Volksschule, zu der sie weit laufen müssen. Als der Schulbesuch wegen Tieffliegerbeschuss zu gefährlich wird, bleibt man zu Hause. Damit istdie Schule endgültig beendet. Die Jungen erhalten ein Abschlusszeugnis. Statt acht regulären Schuljahren hat er nur vier Jahre eine vernünftige Schule besucht. Er beginnt eine Gärtnerlehre im Nachbarort, muss diese aber wieder wegen der Tiefflieger aufgeben.
Der rote Himmel über Köln verrät etwas über die Bombardierungen, Tante Maria hört den Feindsender der BBC und man munkelt, die Briten seien schon recht nah. Als Kind verspürt er die Anspannung seiner Umgebung. Eines Morgens rollen britische Panzer durchs Dorf, die Gastmutter hisst ein weißes Betttuch, im nahen Wald bitten deutsche Soldaten um Zivilkleidung, die die Jungen ihnen verschaffen. Das Leben ist einfach ein Abenteuer, schließlich ist der Krieg an ihnen vorbei gegangen.

Dieter L. empfindet die Zeit der KLV (bis auf den Aufenthalt im Erziehungsheim) als ein großes Glück. Das offensichtlich lieblose Elternhaus hat er nicht vermisst. Sein Leben wäre ohne diese Zeit viel weniger interessant geworden, auch fühle er eine große Dankbarkeit gegenüber diesen eigentlich wildfremden Menschen, die ihm ein Zuhause gegeben haben.
1946 beginnt er auf Betreiben seines Vaters eine Lehre zum Drucker in Düsseldorf. Das war nicht sein eigener Wunsch, doch man musste froh sein, etwas zu bekommen. Als Jugendlicher wurde man nicht gefragt, man hatte überlebt und musste jetzt funktionieren.

Kriegskinder – Spurensuche III

Elisabeth B. aus Duisburg, Jahrgang 1934, lebte mit ihren Eltern und zwei älteren Brüdern (Jahrgang 1929 und 1930) in Duisburg, wo sie zahllose Bombenangriffe überstand.[1] Zu Beginn der Angriffe fanden sie und ihre Familie Unterschlupf in einem Bunker unter einem Getreidesilo im Innenhafen. Da aber der Weg dorthin relativ weit war, errichteten die Nachbarn in Eigeninitiative einen sogenannten Nachbarschaftsbunker unterhalb einer Rasenfläche in unmittelbarer Umgebung des Elternhauses.

Ab 1942 musste man Nacht für Nacht in diesem Bunker Zuflucht suchen, angezogen ging man ins Bett, die Tasche mit den wichtigen Papieren stand immer bereit, immer lebte man in Aufregung, kaum eine Nacht, in der man durchgeschlafen hätte. Dass sie ein Spielzeug mit in den Keller genommen hätte, daran erinnert sie sich nicht. Den Kinderseelen wurde nicht so eine große Aufmerksamkeit geschenkt. Im Keller konnte man nur im Kreis sitzen, Kirchenlieder wurden angestimmt, die Zeit unter der Erde war sehr lang. Bei dem verheerenden Angriff auf Duisburg am 13. Mai 1943 brannte das Elternhaus aus, was den Vater veranlasste, seine Frau und die beiden jüngeren Kinder ins Oberbergische in Sicherheit zu bringen. Die Kluft für den BDM hatte sie bereits kurz vor ihrem 10.Geburtstag, doch auf dem Land gab es keine durchorganisierte Jugend.

Der Vater war nicht eingezogen worden, da er einen Lebensmittelgroßhandel betrieb und für die Versorgung der Bevölkerung unabkömmlich war. Der älteste Sohn Wilhelm wurde mit 16 Jahren 1944 als Luftwaffenhelfer dienstverpflichtet, vormittags erhielt er noch neben der Flakstellung Unterricht, anschließend setzte der Dienst fürs Vaterland ein. Bei einem großen Angriff auf Duisburg am 8. Dezember 1944 wurde er verwundet, konnte aber wegen der chaotischen Verhältnisse und wegen des Mangels an Verbandsmaterial nicht medizinisch versorgt werden, so dass er im Alter von 16 Jahren an den Folgen einer relativ leichten Verwundung verblutete. Der Vater holte die Familie aus dem Bergischen nach Duisburg zurück. Die damals 10jährige empfindet den Verlust ihres geliebten großen Bruders als das Schrecklichste, was ihr im Krieg widerfahren ist. Den Brief, den der 16jährige ihr kurz vor seinem Tod ins Oberbergische geschickt hatte, bewahrt sie immer noch wie einen Schatz auf. Sie erinnert sich noch gut an die Trauerhalle in Duisburg, wo die Särge mit Opfern vierfach gestapelt an den Wänden aufgereiht standen. Man kam mit den Bestattungen offensichtlich nicht nach.

Die Familie beschließt, dass der Sohn im Oberbergischen beigesetzt werden sollte. Sie brauchen mit dem Auto, das der Vater wegen seines Handels immer noch besitzt, fast sechs Stunden bis zum Evakuierungsort. Der Sarg mit dem Toten steht hinten im Anhänger. Bei der Beisetzung fällt E.jemand in SA-Uniform auf, der über dem Grab mit dem Hitlergruß salutiert, völlig unpassend, wie sie meint, und unverzeihlich.

Von da an blieb man erst einmal zusammen. Nach Kriegsende ging es in zwei Etappen zurück nach Duisburg, wo Fremde sich im Elternhaus einquartiert hatten, offensichtlich Menschen, die ausgebombt waren und mit denen man sich jetzt den Wohnraum teilen musste.

[1] „Gemessen an der Größe der Stadt ist Duisburg der deutsche Ort, auf den in insgesamt 299 Luftangriffen die größte Bombenlast niedergeht."
Zitiert aus: Y. u. S. Winterberg: Kriegskinder- Erinnerungen einer Generation. Berlin 2009. S.104

E. sieht es als ein ganz großes Problem an, dass man nach Kriegsende nicht über das Erlebte sprechen wollte. Allein schon für ihre Mutter wäre es eine Hilfe gewesen; die Aufarbeitung ihres eigenen Erlebens erscheint dabei eher zweitrangig. Der Schrecken kam mit den Bombenangriffensehr allmählich, doch dann war er allgegenwärtig. Sie hat das Gefühl, ständiger Aufregung und Anspannung ausgesetzt gewesen zu sein. Es treibt sie immer noch – auch nach 70 Jahren - eine starke Angst um ihre Kinder und Enkel um, Angst davor, ihrer Familie könne etwas Schreckliches widerfahren.

Kriegskinder – Spurensuche IV

Helmuth B. aus Duisburg, Jahrgang 1929, Ehemann von Elisabeth B., erlebt den Kriegsbeginn 1939 weniger einschneidend als seinen Eintritt ins Gymnasium im gleichen Jahr. Der Schulbesuch erscheint in seinen Darstellungen als besonders prägend.

Vor 1943 war auch er häufigen Fliegerangriffen ausgesetzt. Der eigene Keller war nicht tief genug, die Familie kam in den Nächten im Nachbarhaus unter. Als besonders schrecklich schildert er die Panik der Frauen in den Bombennächten. Jedes Mal, wenn er als 12/13-jähriger im Keller saß, klammerte sich eine für ihn alte Frau schreiend an ihn, in der Hoffnung Halt bei ihm zu finden. Sein Vater, der nicht eingezogen worden war, weil er als älterer Mann bei der „Arbeitsfront" Dienst tun musste, verließ oft den Keller schon vor der Entwarnung, weil er die dort herrschende Panik nur schwer ertragen konnte. Die Kinder schliefen z.T. im Keller weiter, man hat sie auch bis zum Morgen schlafen lassen, dann mussten sie ja wieder in die Schule.

Im Mai 1943 stand fest, dass das gesamte Gymnasium mit Lehrern und Schülern nach Ostmähren in der Tschechoslowakei evakuiert werden sollte. Der Transport war für den 14.5. angesetzt, die Koffer schon gepackt. In der Nacht des 13.5. ereilte Duisburg ein besonders schwerer Fliegerangriff, den H. im Keller überstand. Am frühen Morgen noch schickte ihn der Vater mit dem Fahrrad zum Großvater, um zu schauen, ob bei ihm alles in Ordnung wäre. Er erinnert sich noch mit Grauen an die Fahrt durch die zerbombte, immer noch brennend heiße Stadt. Tote liegen auf der Straße, das Gemeindehaus in Obermeiderich ist angefüllt mit Särgen, kaum ist die Umgebung wiederzuerkennen. Ein brennender Splitter trifft ihn im Nacken. Er erreicht den Großvater, der unverletzt den Angriff überstanden hat. Der für die Kinderlandverschickung bereits gepackte Koffer kann aus der ausgebrannten Wohnung noch gerettet werden.

Am gleichen Tag noch fuhr die Schule geschlossen in die Tschechoslowakei, selbst die Sextaner waren dabei, es sollte ja nicht für lange sein. Dieser Aufenthalt dauerte aber mehr als zwei Jahre. Für die Fahrt mit dem Zug brauchten sie mehr als zwei Tage, bis sie in dem Badeort im Osten Mährens am Fuße der Weißen Karparten eintrafen. Es waren bereits mehrere Duisburger Schulen dorthin evakuiert worden. Die Eltern hatten ohne zu zögern eingewilligt, sahen sie doch darin eine einmalige Chance für ihre Kinder, den Bombennächten zu entkommen. Der NS-Staat finanzierte zudem Elternbesuche in diese ferne Region, Helmuth B. erinnert sich an mehrere Besuche von Vater und Mutter. Mit solchen Vergünstigungen erlangte die Regierung das Wohlwollen der Bevölkerung. Untergebracht waren die Schüler mit ihren Lehrern und deren Familien in Pensionen und Hotels des Badeortes; der Staat hatte die Einrichtungen schlichtweg requiriert. Vor Ort wurde ein regulärer Schulbetrieb aufrechterhalten.

Ab Oktober 1944 mussten die Schüler in der Nähe von Pressburg (heute Bratislava) zum „Schanzen", d.h. sie mussten Gräben zum Schutz vor den herannahenden Russenausheben, ein wenig tauglicher Versuch, den Feind aufzuhalten. Alliierte Flugzeuge überflogen im Dezember 1944 den Ort und warfen Flugblätter ab mit der Parole: „Duisburg ausradiert". Seit Wochen schon ohne Kontakt nach Hause war dies für alle Kinder und Jugendlichen ein schrecklicher Moment, konnte man doch gar nichts in Erfahrung bringen. Verblüfft zeigt sich H. auch heute noch darüber, dass die Amerikaner oder Engländer über die Herkunft der Bewohner so gut Bescheid gewusst hatten. Ende des Jahres wurden alle Schüler und Lehrer über Prag weiterin den Westen der Tschechoslowakei evakuiert. Auch dieses Mal ging es in einen Badeort, der Unterricht wurde in den kleineren Pensionen

durchgeführt. Erst Ende Aprilbeschloss man, vor der heranrückenden Ostfront nach Westen zu fliehen. Alle Kinder wurden in den letzten Zug vor der russischen Front gesetzt. Es sollte ins relativ nahe Österreich gehen, für die Reise brauchten sie allerdings eine Woche. Die Lehrer schienen in dem Chaos etwas überfordert, das tschechische Hilfspersonal war nicht mehr willens zu helfen, der Zug wurde immer wieder von Tieffliegern beschossen, die Lokomotive zerstört. Sie mussten lange auf Ersatz warten und waren häufig Ziel von Angriffen, die sie außerhalb des Zuges auf der Wiese oder im Graben überstanden. Aber auch in dieser brenzligen Situation gab es noch lustige Episoden. Überhaupt erlebt der knapp 16jährige die Ereignisse in den letzten Kriegstagen als großes Abenteuer.

Am 1. Mai in Linz angekommen, können die Passagiere aber nicht bleiben und werden weiter nach Tirol geleitet, wo sie in der Nähe von Kitzbühl stranden. Dort bleibt der Zug auf offener Strecke erst einmal stehen, weil ihnen die Weiterfahrt nach Deutschland verwehrt wird. Ganze neun Wochen stehen sie auf dem Gleis und warten. Offensichtlich hatten sie schon aus der Tschechoslowakei genügend Verpflegung mitgenommen, der Zug verfügte sogar über einen Küchenwagen. An Mangel kann H. sich nicht erinnern. Natürlich gab es auch ein Schulorchester, er selbst spielte Cello. In dieser prekären Situation gab die Schulgemeinde ein Konzert und konnte damit Spenden einnehmen. Tagsüber schwärmten die Jungen ins Gebirge aus und erlebten ihre Abenteuer. Heimweh kannte er nicht, natürlich wollte man endlich nach Hause, hatte aber gar keine Vorstellung davon, was einen in Duisburg erwartete. Lehrer des Mercator-Gymnasiums schlugen sich in dieser Zeit nach München durch und erreichten aufgrund ihrer Kontakte zur amerikanischen Militärregierung, dass der Zug nach Deutschland einreisen durfte. Am 15. Juli 1945 erreichten sie über mehrere Umwege schließlich Duisburg. Noch eine Nacht mussten sie warten, weil sie während der Sperrstunden nicht durch die Stadt laufen durften, bis sie ihre Eltern wiedersahen.

Helmuth B. ist sich des großen Glücks bewusst, das ihn in dieser Zeit begleitet hatte. Er hat die Zeit in Sicherheit und unbeschadet überstanden. Der Klassenlehrer hatte offensichtlich heimlich die Stellungsbefehle, die für die Jungen des Jahrgangs 1929 eingetroffen waren, vernichtet und ihn und seine Klassenkameraden vor dem sicheren Tod bewahrt.

8. Deutungsansätze zum Märchen „Die Schneekönigin“ von Hans Christian Andersen

„Die Schneekönigin“ ist eines der vielschichtigsten und längsten Märchen des dänischenDichters.
Andersens berühmte Märchen, die eine so starke Anziehungskraft auf viele Kindergenerationen hatten, dass sie auch heute noch weithin bekannt sind, sprechen stets eine doppelbödige Sprache. Sie schildern nahe am Schönen und Guten auch gleichzeitig das Grausame und verbergen kaum die Tragik, die ihren Protagonisten widerfährt. Wie auch in ihrem Erschaffer selbst liegt in ihnen auch immer eine tragische Seite. So sehen wir in der „Schneekönigin“ viel hingebungsvolle Liebe, aber erleben auch so viel Kälte, dass man beim Lesen erschauern mag. Auch wenn Gerda und Kay am Ende ein glückliches Ende erwartet, so scheint es wieder einmal typisch für den dänischen Dichter, dass die beiden Kinder über die Überwindung ihres Schicksals ihre Jugend verloren haben.

(http://www.kinderbuch-couch.de/andersen-hc-die-schneekoenigin.html)

Die Schneelandschaft, deren Stürme und Kälte Gerda hautnah zu spüren bekommt, wird zu einem grandiosen Eispalast mit über hundert Sälen aus „treibendem Schnee“ und „eisigen Winden“ (ebd. S. 94). Die Wirkungen des Winters betreffen nicht nur die physische Kälte: Auch Kays Herz ist ja zum Eisklumpen geworden, er sitzt verloren, „still, steif und kalt da“ (ebd. S. 97) und spielt „das Eisspiel des Verstandes“ (96), ohne die Lösung zu finden. Diese erschließt sich jedoch von ganz allein, als Gerda ihre Gefühle zum Ausdruck bringt: Mitleid, Trauer, Trost und Freude (ebd. S. 98 f.). Emotionen verwandeln das Wintermärchen, das mit der Metaphorik der Jahreszeiten und ihrer Attribute spielt, in ein Märchen von der Wiederkehr des Frühlings (ebd. S. 104) nach der Eiszeit, die auch für Liebesverlust steht. Damit ist *Die Schneekönigin* auch eine sehr subtile Liebesgeschichte.
Das Märchen übt schließlich auch Rationalitätskritik, denn es lässt keinen Zweifel an der Ausweglosigkeit eines rein vernunftbasierten Weltzugangs, den die Eiskönigin neben ihrem selbstherrlichem Ästhetizismus verkörpert: Wenn sie sich mitten auf dem See ihres Eispalastes niederlässt, sagt sie, dass „sie im Spiegel des Verstandes sitze und das sei das einzige und das Beste auf dieser Welt“ (ebd. S. 95)
(Herzenswärme und eiskalte Herrlichkeit. Naturmetaphorik und Frauenbild in Andersens Schneekönigin in: www.germanistik.uni-wuppertal.de)

In der Sekundärliteratur zum Thema „Reisen ins Eis“ tritt Andersens Märchen, wenn überhaupt, nur am Rande auf. Der gattungsübergreifende Vergleich ist jedoch überaus spannend, da zahlreiche Facetten und Topoi des Eises herausgearbeitet werden können. Eis steht in literarischen Narrationen oft für Gefühlskälte, Erstarrung, Macht und damit einhergehend für Zeitlosigkeit. Durch die Kraft des Eises sind die Personen gefangen, wie beispielsweise Jules Verne es in Le Sphinx des Glaces schildert. Gestalten aus Eis, wie die Eissphinx oder Figuren, die sich die Macht des Eises zu eigen gemacht haben, sind schier unbezwingbar. Ein Beispiel ist hier die Schneeköni-

gin, ihre Küsse lähmen, verzaubern und können tödlich enden. Sie fasziniert, ist klug, schön und mächtig. Sie erscheint Kay erstmals, als er nachts aus dem Fenster blickt: „Sie war schön, aber von Eis, dem blendenden, blinkenden Eis, doch war sie lebendig."
Die Schönheit der Königin entsteht vor allem durch das spiegelnde und schillernde Eis, aus dem sie gemacht ist. Nachdem sie ihn auf ihrem Schlitten mitgenommen und ihn zweimal geküsst hat, spürt er die Kälte nicht mehr und hat auch keine Angst mehr, sondern sieht sie als ein vollkommenes Wesen. „Sie war schön, ein klügeres, anmutigeres Antlitz konnte er sich nicht vorstellen."
Die Kraft des Eises, verkörpert durch die Schneekönigin, lässt Menschen erstarren, willenlos werden und kann tödlich oder in ewiger Dienerschaft enden.
[…]
Sein [Kays] vom Splitter getrübter, böser Blick, der die Dinge falsch, verkehrt oder verkürzt sieht, findet sein Vergnügen an den starren, toten Blumen. Die Ordnung des Anorganischen empfindet er als faszinierender als die Unordnung der Organischen. So entwickelt sich auch ein anderes Bild von Schönheit bei dem Geblendeten. Seine Freundin Gerda beschimpft er als hässlich, wobei er von den strahlenden und blendenden Eiskristallen der Schneekönigin begeistert ist. Laut Martin Werner übt Andersen mit dem gezielten Einsatz des Anorganischen als das Schöne „Kritik an der Hybris romantischer Naturphilosophie."
[…]
Doch nicht nur die Schneekönigin besticht durch ihre eisige Schönheit, sondern auch ihr Eispalast im hohen Norden. Das Schloss ist aus Schnee und Eis gemacht. „Über hundert Säle reihten sich aneinander, wie sie gerade ein Schneetreiben zusammengeweht hatte [...] Alle waren von starken Nordlichtern erleuchtet und waren groß, leer, kalt und schimmernd."
Es herrscht keine Freude in den Sälen und doch werden sie als herrlich empfunden. Sie sind lebensfeindlich. Doch das tut der Faszination keinen Abbruch, vielmehr wird diese dadurch noch forciert. Denn wie Bernfelds Ausführungen deutlich machten, stehen Faszination und Bedrohung bzw. Angst nicht im Widerspruch, sondern in einem produktiven Wechselverhältnis. Die Schönheit des Gefährlichen und Bedrohlichen wird in diesem Märchen intensiviert. Die Sicht der ProtagonistInnen auf das Eis ist ambivalent. Angst, Begehren, Bedrohung und Faszination lösen einander ab.

(Ebel, Ursula: Eisige Welten. Auf den Spuren des vermeintlich Unbetretenen. Die Faszination des Eises als literarischer Topos. Wien 2010)

9. Weiterführende Literatur - Quellen

Alberti, Bettina: Seelische Trümmer. Geboren in den 50er-und 60er Jahren. Die Nachkriegsgeneration im Schatten des Kriegstraumas. München 2010

Bode, Sabine: Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. München 2007

Ebel, Ursula: Eisige Welten. Auf den Spuren des vermeintlich Unbetretenen. Die Faszination des Eises als literarischer Topos. Wien 2010

Ennulat, Gertrud: Kriegskinder - Wie Wunden der Vergangenheit heilen. Stuttgart 2008

Dwork, Debórah: Kinder mit dem gelben Stern. Europa 1933-1945. München 1994

Friedrich, Jörg: Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945. Berlin 2004

Focke, Harald/ Reimer, Uwe: Alltag unterm Hakenkreuz. Hamburg 1979

Heinl, Peter: Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg… . Seelische Wunden aus der Kriegskindheit. München1996

Jamin, M., Kerner, F. : Maikäfer flieg – Kindheitserfahrungen 1940-1960. Ruhrlandmuseum Essen 2001

Kleindienst, Jürgen (Hrsg.): Gebrannte Kinder. Kindheit in Deutschland 1939-1945. Berlin 2006

Kleindienst, Jürgen (Hrsg.): Nachkriegskinder. Kindheit in Deutschland 1945-1950. Berlin 1998

Lewis, Brenda Ralph: Die Geschichte der Hitlerjugend 1922-1945. Die verlorene Kindheit. Wien 2003

Lorenz, Hilke: Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation. Berlin 2005

Müller-Hohagen, Josef: verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit und Wege zu ihrer Überwindung. München 2005

Winterberg, Yury u. Sonya: Kriegskinder - Erinnerungen einer Generation. Berlin 2009

http://www. gedaechtnis-der-nation.de

http://lyrics-und-ubersetzungen.com/lied/zeigen/663110/hannes-wader/songtext-und-ubersetzung-erinnerung/

http://www.annefrank.de/kriegskinder/wp-content/uploads/2012/05/Kindheit-im-Zweiten-Weltkrieg_So-bereiten-Sie-Jugendliche-inhaltlich-auf-das-Thema-vor.pdf

http://www.bpb.de/mediathek/483/kriegskinder-in-die-geschichtsluecke-gefallen

http://www.coeurssansfrontieres.com/de/ereignisse-betreffend/50-geburtstag-des-elysee-vertrags/196-valdoisiennes-et-enfants-de-la-guerre-leurs-peres-etaient-des-soldats-allemands

http://www.deutschlandfunk.de/kinder-des-zweiten-weltkrieges.1148.de.html?dram:article_id=180823

http://www.dw.de/die-vergessenen-wolfskinder/a-16794185

http://www.warchildhood.net/html/_wir_kriegskinder_.html 25.05.2014

http://www.welt.de/kultur/history/article106630329/Der-Leidensweg-der-deutschen-Wolfskinder-in-Litauen.html

http://www.zeit.de/2010/46/M-Kriegstraumata/komplettansicht

www. daserste.de/17092012-vater-blieb-im-krieg

www.planet-wissen.de

www.kinderbuch-couch.de

www.germanistik.uni-wuppertal.de

10. Ausgewählte Jugendbücher zum Thema

Gross, Johann: Spiegelgrund. Leben in NS-Erziehungsanstalten. Wien 2000

Härtling, Peter: Krücke. Weinheim 2013

Jacobs, Ingeborg: Wolfkind. Berlin 2011

Kacer, Kathy: Die Kinder aus Theresienstadt. Ravensburg 2003

Köpp, Gabi: Warum war ich bloß ein Mädchen? Das Trauma einer Flucht 1945. München 2010

Levine, Karen: Hannas Koffer. Ravensburg 2006

Nöstlinger, Christine: Maikäfer flieg. Weinheim 2014

Orlev, Uri: Lauf Junge, lauf. Weinheim 2014

Panzer, Anneliese: Ich war fünf und hatte das Leben noch vor mir. Moers 1999

Pausewang, Gudrun: Auf einem langen Weg. Ravensburg 1996

Probert-Wight: An der Hand meiner Schwester. München 2008

Recheis, Käthe: Lena – Unser Dorf und der Krieg. München 1993

Richter, Hans Peter: Wir waren dabei. Würzburg 2013

Safier, David: 28 Tage lang. München 2014

Sumowski, Hans-Burkhard: Jetzt war ich ganz allein auf der Welt. München 2009

Tuckermann, Anja: Ein Volk, ein Reich, ein Trümmerhaufen. Alltag, Widerstand und Verfolgung-Jugendliche im Nationalsozialismus. Würzburg 2013

Voorhoeve, Anne C.: Unterland. Ravensburg 2012

Zöller, Elisabeth: Wir hatten trotzdem Glück. Frankfurt 2010

Zusak, Markus: Die Bücherdiebin. München 2008